WELTWEITE LESUNG UKRAINISCHER LITERATUR

Inhaltsverzeichnis

Kriegstagebücher **2**
Yevgenia Belorusets: Anfang des Krieges. Tagebücher aus Kyjiv/Kiew 2
Natalka Woroshbit: Ich schau auf die Straße 11
Serhij Zhadan: Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen 14
Andrij Kurkov 19
Yuriy Gurzhy: Nacktfotos und Musik für die Ukraine 24
Serhij Zhadan: In der umzingelten Festung 27
Juri Durkot 31
Oleh Kozarew: Butscha. Zu Besuch zu Hause 34
Prosa **40**
Oksana Sabuschko: Deportiert nach Koda 40
Juri Andruchowytsch: Fragment aus „Moskoviada“ 46
Lyrik **50**
Daryna Gladun 50
Boris Chersonskij 55
Marianna Kijanowska 57
Ija Kiwa 64
Oleg Kozarew 71
Halyna Kruk 78
Ljubow Jakymtschuk 86
Iwan Kruschelnyzkyj 88
Leonid Zymnyj 89
Majk Johansen 93
Mykola Tereschtschenko 95
Iwan Kruschelnyzkyj 96
Mychail Semenko 100
Mychajlo Lebedynez 104

KRIEGSTAGEBÜCHER

Anfang des Krieges

Tagebücher aus Kyjiv/Kiew

Yevgenia Belorusets

© Tsybulska

Donnerstag, 24. Februar

Der Anfang

Heute bin ich früh am Morgen aufgewacht und sah acht unbeantwortete Anrufe auf meinem Mobiltelefon. Es waren meine Eltern und einige Freunde. Erst dachte ich, es sei etwas mit meiner Familie passiert und meine Freunde würden nun versuchen, mich zu erreichen, weil meine

Eltern aus irgendeinem Grund sie alarmiert hatten. Dann ging meine Fantasie in eine andere Richtung, und ich habe mir einen Unfall vorgestellt, eine Gefahrensituation im Zentrum von Kiew, etwas, worüber man seine Freunde warnt. Ich fühlte eine kalte Unruhe. Ich rief meine Cousine an, weil ihre schöne Stimme auf mich immer beruhigend wirkt, mutig und rational. Sie sagte nur: »Kiew wurde beschossen. Ein Krieg ist ausgebrochen.«

Vieles hat einen Anfang. Wenn ich über den Anfang nachdenke, stelle ich mir eine Linie vor, die ganz gerade durch eine weiße Fläche gezogen wird. Das Auge beobachtet die Schlichtheit einer Spur der Bewegung, die ganz sicher irgendwo beginnt und auch irgendwo wieder enden wird. Ich habe mir aber noch nie den Anfang eines Krieges vorstellen können. Seltsam. Ich war im Donbass, als 2014 der Krieg mit Russland ausbrach. Aber ich war damals in den Krieg eingereist, in eine vernebelte unklare Zone der Gewalt. Ich erinnere mich noch an das sehr schlechte Gewissen, das ich hatte, als Gast in einer Katastrophe zu sein und die Katastrophe nach Belieben wieder verlassen zu dürfen, weil ich woanders lebte. Der Krieg war bereits da, ein Eindringling, etwas Seltsames, Fremdes und Wahnsinniges, das keine Berechtigung hatte, an diesem Ort und zu dieser Zeit stattzufinden. Damals habe ich die Menschen im Donbass immer wieder gefragt, wie all das beginnen konnte, und immer unterschiedliche Antworten bekommen. Ich denke, der Anfang dieses Krieges im Donbass gehörte für die Menschen in Kiew nur deswegen zu den am meisten mythologisierten Momenten des Krieges, weil es unvorstellbar blieb, auf welche Weise so ein Ereignis geboren wird. Damals, im Jahr 2014, sagten die Leute in Kiew: »Die Menschen aus dem Donbass, die ukrainischen Putin-Versteher, haben den Krieg in unser Land eingeladen.« Diese angebliche »Einladung« gilt seit einiger Zeit als Erklärung dafür, warum

das absolut Unmögliche, der Krieg mit Russland, plötzlich doch möglich geworden ist.

Nachdem ich das Telefonat mit meiner Cousine beendet hatte, lief ich eine Zeit lang in meiner Wohnung hin und her. In meinem Kopf herrschte absolute Leere, ich hatte keine Idee, was jetzt getan werden sollte. Dann klingelte mein Telefon wieder. Ein Anruf folgte auf den nächsten, Freunde meldeten sich mit Fluchtplänen, einige riefen an, um sich zu überzeugen, dass wir noch lebten. Ich wurde schnell müde. Ich redete viel und wiederholte ständig die Worte »der Krieg«. Zwischendurch schaute ich aus dem Fenster und hörte, ob die Explosionen sich näherten. Der Ausblick aus dem Fenster war gewöhnlich, die Stadtgeräusche aber merkwürdig gedämpft, keine Kinderstimmen, überhaupt keine Stimmen in der Luft. Später ging ich raus und entdeckte eine absolut neue Umgebung, eine Leere, die hier nie zu sehen war, auch nicht an den gefährlichsten Tagen der Maidan-Proteste.

Irgendwann später hörte ich, dass zwei Kinder unter den Beschüssen im Oblast Cherson starben, im Süden des Landes, und dass insgesamt siebundfünfzig Menschen heute im Krieg ums Leben gekommen sind. Die Zahlen verwandelten sich in etwas sehr Konkretes, als ob ich selbst bereits jemanden verloren hätte. Ich spürte eine Wut auf die ganze Welt. Ich dachte, man hat es zugelassen, es ist ein Verbrechen gegen alles Menschliche, gegen einen großen gemeinsamen Raum, in dem wir leben und auf eine Zukunft hoffen.

Ich übernachte heute bei meinen Eltern, neben dem Haus habe ich einen Bunker aufgesucht und weiß, wohin wir alle gehen werden, wenn die Beschüsse in der Nacht kommen.

Der Krieg hat begonnen. Es ist nach Mitternacht. Ich werde wohl kaum einschlafen können, und es hat keinen Sinn aufzuzählen, was sich für immer verändert hat.

Freitag, 25. Februar, morgens

Luftalarm

Ich wache um sieben auf mit den Sirenen, die vor Luftangriffen warnen. Meine Mutter ist überzeugt, dass es Russland nicht wagen wird, die tausend Jahre alte Sophienkathedrale in der Stadt zu beschießen, sie glaubt, dass unser Haus, das in der unmittelbaren Nähe der Kathedrale steht, in Sicherheit ist. Deshalb entscheidet sie, nicht in den Bunker zu gehen. Mein Vater schläft.

Ich denke, wenn ein Unesco-Denkmal die russische Armee tatsächlich von Beschüssen abhalten würde, hätte dieser Krieg erst gar nicht angefangen. In meinem Kopf pulsieren die Gedanken: Kiew unter Beschuss, verlassen von der ganzen Welt, die gerade bereit ist, die Ukraine aufzuopfern, in der Hoffnung, dass es den Aggressor für einige Zeit füttern und satt machen würde. Sonst würde das alles nicht passieren können. Kiew wird beschossen, zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg. Ich kämpfe mit mir selbst. Ich weiß, langsam wacht die Welt auf und beginnt zu sehen, dass es doch nicht nur um Kiew und die Ukraine geht. Es geht um jedes Haus, jede Tür, es geht um jedes Leben in Europa, das ab heute bedroht ist.

Freitag, 25. Februar, nachts

Gespannte Stille

Die Nacht ist plötzlich still geworden. Noch vor einer Stunde, gegen Mitternacht, konnte man Sirenen hören, dann weit entferntes Donnern, vielleicht Einschläge von Raketen oder Artillerie. Und jetzt – eine gespannte Geräuschlosigkeit. Wir sollten längst im Schutzbunker sein, aber ich war da heute bereits zweimal, meine Eltern sind müde, und ich bleibe mit ihnen in der Wohnung für diese Nacht. Die Idee war, dass man sich hier oben, wenn auch nur ein wenig, erholen kann. Jede Minute sind wir bereit, die Wohnung zu verlassen und im Keller des Hauses Schutz zu suchen. Mir fällt es schwer, meine Gedanken zu sammeln. Unterschiedliche Erlebnisse des Tages zerfallen in die Illusion von mehr oder weniger gleichen Tagen, die grau einer neben dem anderen stehen. Der Raum in der Stadt verändert sich. Der Weg aus meinem Haus in das nächste Lebensmittelgeschäft, der normalerweise nicht mehr als zehn Minuten dauerte, dehnte sich aus, die Strecke wurde zu einer längeren Wanderung. Dass der Laden überhaupt geöffnet hatte, war ein Wunder. Ich kaufte Äpfel, Gemüse und Buchweizen, und als ich eine Stunde später wieder in der Nähe war, sah ich die enttäuschten Gesichter von zwei Frauen, die nun vor verschlossener Tür standen. Jemand meinte, es gebe noch ein Lebensmittelgeschäft fünfhundert Meter entfernt, dieselbe Straße entlang. Aber es war keine gute Nachricht für die beiden Frauen – fünfhundert Meter zu Fuß? Die Sirenen heulten, und auf den Straßen sah man immer weniger Menschen. Auch die Zeit veränderte sich. Auf dem Rückweg aus dem Lebensmittelladen erfuhr ich, dass heute ein Kindergarten in der Nähe der Stadt Sumy beschossen wurde, im Nordosten des Landes. Ein Kindergarten und ein Schutzbunker. Siebzehn Kinder verletzt, zwei davon schwer. Ich blieb stehen und lehnte mich an eine Hauswand. Der Tag wurde plötzlich unendlich lang. Lässt sich dieser Krieg noch eine Minute länger ertragen? Warum setzt die Welt diesem Geschehen nicht ein Ende?

Es war ein Frühlingstag, die Sonnenflecken spielten auf den Wänden der Häuser und den weißen Mauern der Sophienkathedrale. Wieder heulten die Sirenen – das Signal, Schutzbunker aufzusuchen. Ein guter Freund von mir, der Künstler Nikita Kadan, hatte seine Bankkarte verloren, und wir liefen zu zweit durch die Straßen, um einen funktionierenden Geldautomaten zu finden, damit ich etwas von meiner Karte abheben konnte. Ein Journalist hatte einen Rucksack dabei, mit allem, was er in den kommenden Tagen brauchen könnte. Wir sahen einige Passanten und Reporter, die vor einem der großen Hotels mit ihren Kameras standen und berichteten. Der zweite Tag des Krieges ist, wie es sich erweist, ein bereits gemachter Schritt in einem sich wiederholenden Ablauf. Am Abend erfuhr ich, dass eine Stadt im Oblast Luhansk von der russischen Armee zu achtzig Prozent zerstört wurde, eine wunderschöne kleine Stadt, die auf von der Ukraine kontrolliertem Gebiet lag. Sie heißt Schchastje, »Glück«. Der Mann einer Freundin, die bereits in Sicherheit war, konnte fliehen. Er verließ die Stadt ohne Zahnbürste, Socken und Koffer. Auf der Straße nahm ihn ein Auto mit. Er erzählte meiner Freundin, dass er beim Vorbeifahren die Leichen von Menschen sah, die neben ihren Häusern, Eingängen und den kleinen Kellern lagen, wo viele Ukrainer für den Winter Kartoffeln aufbewahren. Das waren also »die Menschen im Donbass«, von denen Putin behauptete, er wolle sie vor einem »Genozid« retten.

Glück existiert nicht mehr. Ich war vor einigen Jahren dort und habe Straßen fotografiert, habe auch einen Hügel bewundert, der die Landschaft prägt. In der Stadt sprachen die Menschen Russisch und Ukrainisch, ich habe über sie geschrieben. Immer wieder rufe ich in Gedanken die Bilder der Stadt auf und genieße sie, besonders die

seltsamen und witzigen selbst gebauten Spielplätze. Dann bin ich in dieser schwarzen Nacht doch noch eingeschlafen.

Samstag, 26. Februar

Meine erste Nacht im Schutzbunker. Die Telegram-Kanäle der Kiewer Regierung warnen, dass es eine schwere Nacht werden und das russische Militär die Stadt angreifen wird. Hier im Bunker ist es aber einigermaßen leer. Viele versuchen, zu Hause zu bleiben, und hoffen, dass nichts passiert. Ab Samstagabend gilt in der Stadt eine fast dreißigstündige Sperrstunde. Wahrscheinlich wird es nicht möglich sein, den Raum am Sonntag zu verlassen.

Unser kleiner Bunker liegt im Zentrum von Kiew, nicht weit vom Goldenen Tor. Er liegt anderthalb Etagen tief unter der Erde, genau genommen ist es ein Netz von Korridoren und Gängen. Sie sind sauber, nicht zu eng angenehm und warm, an den Wänden standen schmale lange Sitzbänke, auf denen konnte man schlafen. Ich mag diesen Ort, weil er Zuflucht für mehr als hundert Menschen bietet. Es gibt Trinkwasser, jeder bringt etwas mit, die Decken, Arzneien und vieles andere für den Notfall, es gibt auch genug zu essen. Jeder, der die Sirenen und das Donnern der Artillerie und die Raketeneinschläge nicht ertragen kann, darf hierherkommen. Es gibt auch einige Familien, die sogar die meiste Zeit hier sind. Am dunklen Eingang unseres Kellers sehe ich die Silhouetten von Anwohnern aneinander vorbeihuschen. Man kann dort immer wieder kleine Auseinandersetzungen beobachten.

Zwei ältere Schatten gehen an zwei jüngeren vorüber:

»Guten Abend!«

»Der Abend ist aber nicht gut!«, protestieren die Jüngeren.

»Wir wünschen Ihnen trotzdem einen guten Abend«, sagen die Älteren in triumphierendem Ton, »weil wir es gut meinen. Und wir werden es weiter wünschen, Ihnen und den anderen!«

Die Schatten verschwinden in der Tiefe des Kellers.

Jeden Tag sehe ich, wie mein Vater weiter an seinen Übersetzungen arbeitet. Ich orientiere mich im Jetzt, weil ich bemerke, dass die Tage wenig Struktur bieten. Irgendwann habe ich meine Eltern besucht, beide sind nicht bereit, Kiew zu verlassen. Sie wollen hier bis zum Augenblick »unseres Sieges« bleiben, wie sie sagen. Mein Vater ist Übersetzer, er überträgt deutsche Lyrik ins Russische. Dank seiner Übersetzungen von Paul Celan begann ich, diesen Dichter zu lieben, als ich noch Schülerin war. Schon seit Jahren, seit der Maidan-Revolution, publiziert er seine Übersetzungen fast nur in der Ukraine. Er hat damals an Protesten teilgenommen, ich erinnere mich, wie ich ihn aus Berlin angerufen habe und erfuhr, dass er in der protestierenden Menge am Parlamentsgebäude stand. Dann hörte ich eine Explosion, zum Glück wurde er nicht verletzt.

Jetzt ist er in Kiew. Er denkt darüber nicht, die Stadt zu verlassen. Er fühlt sich nach einer langen Erkältung ziemlich schwach und kann nicht in den Schutzbunker gehen. Vielleicht will er auch nicht. Jeden Tag sehe ich, wie er weiter an seinen Übersetzungen arbeitet. Trotz der Gefahr, trotz der Raketenangriffe, oder vielleicht auch genau deswegen.

Während ich schreibe, fällt mir ein, dass ich tagsüber viele lachende Menschen gesehen habe. Zum Beispiel die Frau, die im Park auf einer Bank neben zwei großen Einkaufstüten saß. Sie sprach zu mir mit absurd glücklicher Stimme und sagte, dass sie auf ihren Neffen warte, der ihr

helfen sollte, die Tüten nach Hause zu tragen. »Ich freue mich so, dass sie jetzt neben mir stehen und mit mir reden. Wenn wir zu zweit sind, habe ich weniger Angst vor der Artillerie.« Früher habe Sie als Museumsführerin in der Sophienkathedrale gearbeitet, jetzt sei sie Rentnerin. Sie sei überzeugt davon, erzählte sie, dass die Ukraine die russischen Invasoren besiegen wird. »Wenn ich an die Fresken von der Kathedrale denke, dann glaube ich, dass die Ukraine von der ganzen Welt beschützt wird.« Sie lächelte, Tränen standen in ihren Augen. »Wir werden siegen«, sagte sie. Ich wusste nicht, ob sie mehr weinte oder mehr lachte, aber ich spürte ihren Mut und bewunderte sie.

Ist heute erst der dritte Tag des Krieges? Mariupol: achtundfünfzig Zivilisten verwundet. Kiew: fünfunddreißig Menschen, darunter zwei Kinder. Das ist bei Weitem keine vollständige Liste. Ich finde es seltsam, mich selbst in dieser breiten, unbewaffneten, beinahe zarten Kategorie zu entdecken – »Zivilbevölkerung«. Für den Krieg wird eine Kategorie von Menschen geschaffen, die »außerhalb des Spiels« leben. Sie werden beschossen, müssen die Beschüsse ertragen, werden verletzt, scheinen aber keine angemessene Antwort darauf geben zu können. Ich glaube nicht an diese Antwortlosigkeit. Etwas versteckt sich doch im Lächeln, das ich heute mehrmals sah. Eine heimliche Waffe, eine unheimliche. Ich muss versuchen, endlich zu schlafen und morgen früh meine Wohnung zu erreichen. In der eigenen Küche zu frühstücken – das wäre ein enormer Genuss!

Natalka Woroshbit

ICH SCHAU AUF DIE STRASSE

28.02.2022.

Was ich hätte nehmen sollen, aber daließ. Ich nahm die Papiere und Geld mit, ließ zwei Ringe da (in Romanen wird der Schmuck immer mitgenommen). Ich ließ ein Familienkreuz an der Wand hängen, ein Bild mit einem Schneeballstrauch. Die Ikonen ließ ich absichtlich zurück, mögen sie mein Haus und mein Kiew beschützen. Ich ließ alle Fotos und Porträts von Schewtschenko und Gogol zurück. Goss die Blumen. Wie lange wird es für sie reichen, wenn ich nie zurückkomme? Wer taut meinen Kühlschrank ab? Mein Herz ließ ich dort. Das Foto von Großmutter im Regal. Creme, neue Körpercreme im Badezimmer. Die habe ich kein einziges Mal benutzt. Wieso Creme, du Idiotin, wen interessiert jetzt dein Körper, schau besser auf die Straße.

Ich schaue auf die Straße. Was habe ich noch zurückgelassen? Ich habe alles zurückgelassen. Ich nahm das Wichtigste mit – meine Tochter, meine Mutter, die reinrassige Katze Djuscha, die die ganze Fahrt über im Auto über stinkt und schreit. Bald sitze ich 30 Stunden am Steuer. Ich fliehe aus Kiew, weil es von Russen bombardiert wird. Ich möchte so gern schlafen, aber gerade hat die Katze ins Auto geschissen, davon bin ich wieder wach. Was wollte ich noch mitnehmen, habe es aber zurückgelassen? Meinen Mann und den Vater meiner Tochter (das sind verschiedene Personen). Der Vater meiner Tochter, ein Schriftsteller, sieht ziemlich wild aus mit der Waffe in den Händen. Ich habe sie zurückgelassen. Ich habe meine Freunde zurückgelassen, einen

unvollendeten Film, die Straßen meiner Stadt, bald blühen ohne mich die Kastanienbäume.

Habt ihr schon einmal überlegt, was ihr mitnehmen würdet, wenn ihr nicht wisst, ob ihr nach Hause zurückkehrt? Ich habe darüber die letzten acht Jahre, besonders die letzten Monate, nachgedacht, aber mir ist nichts eingefallen. Mit dem Tod gibt es größere Gewissheit, da weiß man, da endet alles für dich. Doch mit dem Krieg endet alles Gute und beginnt alles Schlechte für jeden. Wie könnte man sich darauf vorbereiten? Was soll man mitnehmen, und wozu? Um irgendwo ein neues Leben anzufangen? Und alles, was ich vorher aufgebaut habe, mit welchem Recht wurde es mir genommen?! Wir haben eine solche Erfahrung nicht verdient. Hört, niemand hat es verdient, eines Tages bombardiert zu werden, eines Tages fliehen oder sterben zu müssen, nur weil der Diktator eines verrückten Landes den Wunsch verspürt, andere zu vernichten!

Für einige war dieses Jahr die letzte Chance, schwanger zu werden (haha). Andere beendeten die Reparaturen in der neuen Wohnung (Unterkunft für Flüchtlinge, welcome). Einer hat endlich das Darlehen zurückgezahlt (lebt jetzt wieder auf Pump). Ein anderer starb in seinem Bett im Kreise seiner Lieben (stirb unterwegs oder durch eine Bombe). Jemand feiert seinen Abschlussball in der Schule (so einen Ball wirst nicht haben, Kleine) … Und wir hatten geplant, am 12. März unser Theater zu eröffnen, das „Theater der Dramatiker“. Das war ein alter Traum von uns. Ein Theater, in dem alle wichtigen Worte ertönen sollten. In der Ukraine gab es kein solches Theater. Herzblut und Geld wurden investiert. Alles durchkreuzt, alles. Schau auf die Straße, weine nicht. Wir haben unser Theater nicht eröffnet, das heißt, wir hatten keins. Doch in Mariupol gab es ein Theater. Früher! Man kann sich die Fotos ansehen, vor und nach

der Bombardierung. Aber man sieht auf keinem Foto den Luftschutzbunker unter den Trümmern des Theaters, und darin Hunderte und Aberhunderte von Zivilisten. Erst jetzt wurden mehr als 300 Leichen herausgeholt. Das waren die russischen Bomben, ich werde nicht müde, daran zu erinnern. Die Hände gewöhnlicher Russen drücken Knöpfe, und dadurch werden Raketen auf uns abgefeuert. Warum Kultur, wenn sie keinen Einfluss auf die Menschen ihres Landes hat? Was ist das für eine als großartig gepriesene Kultur? Begeistert euch die russische Kultur immer noch?

Behalte die Nerven, schau auf die Straße, schau besser auf die Straße, ermahne ich mich. Aber genau dorthin habe ich ja die letzten acht Jahre geschaut. Seit acht Jahren beschäftige ich, beschäftigen wir uns mit dem Thema Krieg. Acht Jahre lang haben wir uns heiser geschrien bei dem Versuch, die Welt auf die russische militärische Bedrohung hinzuweisen. Und erst nach dem 24. Februar wurde es allen klar, und das ist der einzige Gewinn.

Wir waren diese Erfahrung leid und träumten davon, über andere Themen zu schreiben, Filme zu machen und zu sprechen. Aber nach dem 24. Februar sind alle andere Themen für uns gesperrt, für den Rest unseres kreativen Lebens. Wir sind dazu verdammt, die Zone des Schmerzes, der Verzweiflung, der Ungerechtigkeit und des Todes zu erkunden. Aber auch die Größe des Geistes, des Patriotismus‘, der Liebe. Wir sind bereit. Aber zuerst wollen wir siegen und nach Hause zurückkehren und die Blumen gießen.

Aus dem Russischen von Franziska Zwerg

Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen.

Ein Gastbeitrag von Serhij Zhadan

© Hartwig Klappert

Exklusiv für SPIEGEL kultur

18.03.2022, 14.03 Uhr

Meine Freunde wurden am Donnerstag in Charkiw durch ein russisches Grad beschossen, das ist ein Mehrfachraketenwerfersystem. Ein Geschoss explodierte ein paar Dutzend Meter von ihnen entfernt und traf dann das Auto, das hinter ihnen fuhr.

Wären sie fünf Sekunden langsamer gewesen, hätten sie ihr Leben verloren. Sie sind keine Soldaten. Sie sind Künstler. Angesagte junge Künstler. Vor dem Krieg hatten sie ihre eigenen Ausstellungen, lebten ein Künstlerleben. Nach dem Einmarsch der Russen blieben sie in der Stadt und arbeiteten ehrenamtlich, sie brachten Lebensmittel und Medikamente

in die Stadt und halfen der Zivilbevölkerung. Sie gerieten nun unter Beschuss.

In Charkiw kann das im Augenblick jeden treffen: Die Russen bombardieren die Stadt chaotisch und ununterbrochen, treffen Wohngebiete, Schlafzimmer, Schulen, Krankenhäuser, Kindergärten. Das Bombardement ist ständig zu spüren. Das ist unsere Realität. Aber die Stadt hat keine Angst, sie lebt ihr Leben weiter. Dieses Leben findet jetzt eben nur unter dem Hagel von Raketen statt.

Charkiw liegt sehr nah an der russischen Grenze. Schon am ersten Tag des Krieges tauchten hier russische Truppen auf. Es schien, als rechneten sie damit, die Stadt schnell und mit wenig Blutvergießen einzunehmen. Ebenfalls am ersten Tag tauchten russische Panzer auf den umliegenden Straßen in der Nähe der Stadt auf. Sie wurden abgeschossen und verbrannten.

Zur Mittagszeit sind die Straßen leer

Die Verteidigung der Stadt hat sich als recht effektiv erwiesen – die Russen konnten nicht in die Stadt eindringen, und die Kampfgruppen, denen es gelang, nach Charkiw durchzubrechen, wurden vernichtet. Die Stadt wurde nicht besiegt, denn es gelang, eine große Zahl feindlicher Truppen auszuschalten. Da die russische Armee es nicht schaffte, die Stadt im Sturm einzunehmen, begann sie, mit Flugzeugen und Raketen anzugreifen.

Dabei hat sie allerdings eine große Anzahl von Flugzeugen über Charkiw verloren. Nun fliegen diese nicht mehr so häufig. Dafür werden die

Wohngebiete bombardiert, als wollten die Russen sich auf diese Weise an der Stadt rächen, die sich nicht aufgibt.

Die Stadt funktioniert weiterhin. Alle kommunalen Dienste funktionieren, es kommt humanitäre Hilfe aus dem ganzen Land, die Zivilbevölkerung wird nach und nach evakuiert. Wenn man das ständige Geräusch des Beschusses beiseiteschiebt, kann die Stadt einem das Gefühl geben, ein normales Leben zu führen. Allerdings sind nicht mehr so viele Passanten auf den Straßen zu sehen. Und es gibt immer mehr zerstörte Gebäude.

Zur Mittagszeit sind die Straßen leer – die Bürger von Charkiw bereiten sich dann auf die Ausgangssperre vor. Nachts wechseln sich Zeiten der Stille mit heftigen Explosionen ab, und stündlich wird Bombenalarm ausgelöst. Am schlimmsten hat es bisher den großen Vorort Saltiwka getroffen, eine Schlafstadt – die Russen zerstören die Häuser dort einfach mit ihren Raketen. Ich habe Freunde dort, um ein Haar sind sie dem Tod entkommen.

Am Morgen spreche ich mit einem Priester, den ich kenne und der sich dort – in der Zone mit dem stärksten Beschuss – aufhält, und frage ihn nach der Lage. »Sehr gut sogar«, antwortet er. »Findet der Gottesdienst am Samstag statt?«, frage ich. »Natürlich«, sagt er, »unbedingt.«

Ich weiß nicht, wie dieser Krieg in Deutschland dargestellt wird, wie man ihn schildert, was man darüber sagt. Aber mehrmals habe ich schon westliche Politiker gesehen, die davon sprechen, die Nato werde sich nicht in den Ukrainekonflikt einmischen. Also nicht in den »Krieg«, oder »Krieg mit dem Aggressor«, sondern »Konflikt«. Tatsächlich überrascht mich das nicht.

In den vergangenen acht Jahren, seit der Annexion der Krim, habe ich sehr häufig gesehen, wie Bürger Deutschlands, Frankreichs oder der Schweiz nach immer neuen Möglichkeiten gesucht haben, die Dinge nicht beim Namen zu nennen. Zum Beispiel, Russland nicht als »Aggressor« zu bezeichnen, Putin nicht als »Schurken« zu bezeichnen, den Krieg im Donbass nicht als »russisch-ukrainischen Krieg« zu bezeichnen. Wir haben gesehen, wie die westlichen Mächte weiterhin mit dem Kreml Handel getrieben haben und auch immer noch treiben – und dabei schöne Worte über »Freiheit« und »Demokratie« verlieren.

Ich weiß nicht, wann dieser Krieg zu Ende sein wird und welchen Preis wir für unseren Sieg zahlen müssen. Aber ich möchte ein paar Worte über die kollektive Verantwortung des Westens für all das sagen, was hier vor sich geht. Ihr habt zu lange und zu unverschämt mit den Tätern dieses Kriegs verhandelt. Ihr habt lange zwischen euren Prinzipien und eurer Bequemlichkeit geschwankt und dabei alle Verpflichtungen der Partnerschaft vergessen. Ihr habt zugelassen, dass die russische Propaganda euer Bewusstsein mit Lügen über »ukrainische Nazis« und den »Bürgerkrieg in der Ukraine« oder den »gesellschaftlichen Konflikt« überschwemmt hat. Ihr habt eine Mitverantwortung.

Nach allem, was die Russen in Mariupol, Charkiw, Tschernihiw und anderen ukrainischen Städten angerichtet haben, kann es meines Erachtens keinen Kompromiss mit dem heutigen Russland geben. Denn dies ist kein Krieg zwischen der russischen Armee und der ukrainischen Armee. Es ist ein Krieg zwischen der russischen Armee und dem ukrainischen Volk. Was hier geschieht, ist ein Völkermord. Die Russen dezimieren bewusst und systematisch die Zivilbevölkerung der Ukraine. Sie zerstören die Infrastruktur, bombardieren Schulen, Theater, Museen, Kirchen, Wohngebäude.

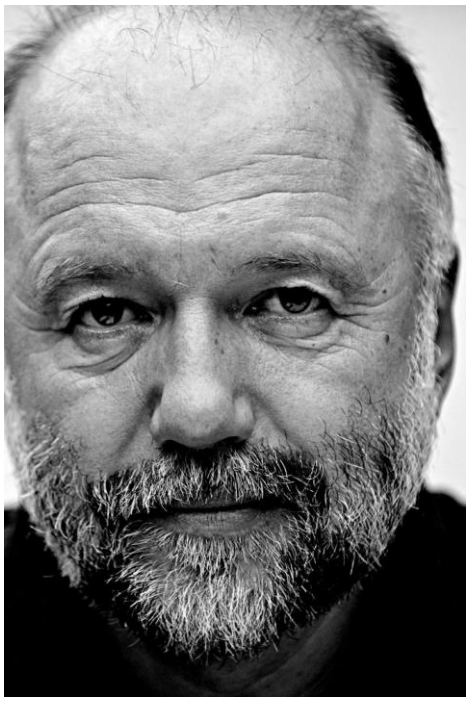
Das ist die Zerstörung des ukrainischen Volkes. Und dafür werden die Russen eine kollektive Verantwortung tragen. Eines sollte hier verstanden werden: In diesem Konflikt leiden am meisten die Städte, die auch nach dem Beginn des Krieges 2014 Russland gegenüber noch loyal waren. Deren Einwohner sich Russland zugehörig fühlten und die versuchten, das russische Volk und Putin zu trennen. Russland hat in den vergangenen drei Wochen alles getan, damit die russischsprachigen Ukrainer des Ostens ihre Illusionen über die Bevölkerung der Russischen Föderation verlieren.

Wir werden nicht von einem abstrakten Putin getötet, sondern von bestimmten Bürgern des Angreiferlandes, die genau zu diesem Zweck hierhergekommen sind – um uns zu töten. Es gibt keinen anderen Namen dafür.

Der Kreml kann so viel Unfug über die »Entnazifizierung« verbreiten, wie er will, diese idiotischen Lügen verlieren jeden Sinn, wenn man das zerbombte Theater von Mariupol sieht.

Liebe Europäer, machen Sie sich keine Illusionen: Dies ist kein lokaler Konflikt, der morgen zu Ende sein wird. Dies ist der dritte Weltkrieg. Und die zivilisierte Welt hat kein Recht, diesen zu verlieren, wenn sie sich für zivilisiert und unabhängig hält.

Andrij Kurkov



© Hartwig Klappert

21. März 2022

Stalingrad? Nein, Mariupol.

Die Schlacht von Stalingrad hat keine Bedeutung mehr! Die Verteidiger von Stalingrad haben Mariupol in ein neues Stalingrad verwandelt. Vor dem Krieg lebte und arbeitete eine halbe Million Menschen friedlich in Mariupol!

Jetzt liegt die Stadt in Trümmern. Auf den Straßen sind die Leichen der Bewohner. Der ständige Beschuss macht es unmöglich, sie zu beseitigen. Die Stadt wurde für viele Tage und Nächte ununterbrochen bombardiert und beschossen.

Eine auf das Stadttheater zielende Halbtonnenbombe hat das wichtigste Kulturzentrum von Mariupol zerstört, in dem Theaterstücke in russischer Sprache aufgeführt wurden. Familien mit Kindern hatten sich mehr als zwei Wochen lang im Theater versteckt, und auf beiden Seiten des Theaters war in großen Buchstaben das Wort „KINDER“ speziell für russische Bomberpiloten auf dem Asphalt geschrieben worden. Haben sie deshalb die Bombe so gekonnt abgeworfen und das gesamte Gebäude zerstört? Schließlich sind Kinder die Zukunft, ukrainische Kinder sind die Zukunft der Ukraine. Diejenigen, die diese Bombe abwarfen, wollen ganz sicher nicht, dass die Ukraine eine Zukunft hat!

Aus einer anderen Nachricht aus Mariupol erfahre ich, dass russische Truppen die Kunstschule der Stadt in die Luft gesprengt haben, in der etwa 400 Bewohner vor dem Beschuss Schutz gesucht hatten.

Die russischen Truppen, die Mariupol umzingeln, haben zwei Autokonvois mit Einwohnern aus der Stadt gelassen, damit sie in das von ukrainischen Truppen kontrollierte Gebiet fliehen können – der Abschied muss hart sein, aber wer kein Auto hat, für den ist die Situation noch tragischer. Die russischen Truppen verwehrten Bussen von der ukrainischen Seite, die Menschen evakuieren wollten, die Einfahrt in die Stadt. Sie schufen zwar einen „Fluchtweg“ aus der Stadt in Richtung Osten, der aber führt nur in Richtung der separatistischen „Republiken“. Denjenigen, die von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, nehmen sie die ukrainischen Pässe und Papiere weg und geben ihnen Dokumente, die ihnen „das Recht verleiht, sich zwei Jahre lang in Russland aufzuhalten“. Diese Menschen werden in die Russische Föderation gebracht. Ich würde es „Menschenhandel“ nennen, aber Russland definiert es anders. Russland hofft, unter diesen Menschen solche zu finden, die sich an der Propaganda gegen die

Ukraine beteiligen. Sie wollen, dass diese Menschen in Russland bleiben, es sei denn, sie können als russische Soldaten in die Ukraine zurückgeschickt werden. Alternativ könnten sie auch in Pazifikregion und nach Sibirien geschickt werden, wo die demografische Situation katastrophal ist und Dörfer und Städte einfach aussterben, weil niemand dort leben will.

Tausende Bewohner des 2014 von Russland und den Separatisten eroberten Donbass wurden bereits in diese unwirtlichen Regionen der Russischen Föderation deportiert. Da sie oft kein Geld für eine Rückkehr haben, sind sie dazu verdammt, in der Taiga oder an der Grenze zu China zu bleiben, wo es kaum Arbeit gibt und die staatlichen Leistungen minimal sind.

Dieser Krieg wird die demografischen Probleme Russlands nicht lösen. Er wird auch keine geopolitischen Probleme lösen.

Dieser Tage Tagen hat Wladimir Putin erklärt, er habe in Assads syrischer Armee 16.000 Soldaten gefunden, die bereit seien, in der Ukraine auf der Seite der Russischen Föderation zu kämpfen. Zuvor hat er bereits versucht, die Ukrainer mit Kadyrows tschetschenischen Kämpfern zu erschrecken, doch nachdem diese mehrere hundert Mann verloren hatten, darunter den Kommandeur des tschetschenisch-russischen Wachregiments Magomed Tuschajew, kehrten sie nach Tschetschenien zurück. Auch ukrainische Staatsbürger, die auf dem Gebiet der separatistischen „Republiken“ leben, werden in die Armee eingezogen und zum Töten anderer Ukrainer ausgesandt. Gerade haben sie die Altersgrenze für die Einberufung auf 65 Jahre heraufgesetzt und zwingen Männer aus den „Republiken“, in den Krieg zu ziehen.

Warum sucht Putin in Syrien und im Donbass nach Kämpfern? Warum schickt er nicht mehr Russen in den Kampf gegen die Ukraine? Wahrscheinlich deshalb, weil die Zahl der toten russischen Soldaten und Offiziere, darunter auch Generäle und Oberstleutnants, zu hoch ist. Er befürchtet, dass die Beerdigung eines Soldaten oder Offiziers früher oder später zu einer Demonstration gegen diese russische Aggression wird.

Indes befürworten bis zu 80 Prozent der Russen den Krieg in der Ukraine (https://ru.krymr.com/a/ukraina-rossiya-voyna-agressiya-mariya-maskakova-intervyu/31749739.html).

Das widerspricht der Aussage des deutschen Bundeskanzlers, Putin allein sei an allem schuld und das russische Volk habe nichts mit diesem Krieg zu tun.

Bislang hat das russische Volk Putin aktiv unterstützt, der nun den unrechtmäßigen Präsidenten von Belarus, Lukaschenko, dazu zwingen will, auf der Seite Russlands in den Krieg einzutreten. Lukaschenko hat bereits versprochen, dies zu tun. Seine Truppen befinden sich vor der Grenze zur ukrainischen Oblast Wolyn bei Polen. Wenn sie die ukrainische Grenze überschreiten, wird die zweite Front dieses Krieges, die westliche, eröffnet. Und dann werden mit Sicherheit einige Raketen und Granaten auch auf das Territorium der Europäischen Union fallen.

Die Ukraine ist bereit, der belarussischen Armee in Wolyn zu begegnen, aber kein Ukrainer will einen Belarussen töten, und die Belarussen selbst können kein Interesse an dem Krieg haben. Wird Lukaschenko in der

Lage sein, von der Schwelle zu einer weiteren Katastrophe zurückzutreten? Die nächsten Tage werden es zeigen.

Nacktfotos und Musik für die Ukraine

Yuriy Gurzhys Kriegstagebuch

29. März 2022

Als mich die Nachricht erreichte, dass der Charkiwer Fernsehturm bei einer Bombardierung beschädigt wurde, musste ich an „X-Radio“ denken, den Rundfunksender, bei dem ich in den frühen neunizger Jahren arbeitete. Das war mein erster richtiger Job und wahrscheinlich die beste Zeit meines Lebens. Ich war 17 und ein leidenschaftlicher Musikfan, es gab für mich nichts wichtigeres als Musik – stundenlang täglich live im Radio aufzulegen klang nach einem wahrgewordenen Traum. Auch wenn man dafür nur 30 Dollar im Monat zahlte, war ich glücklich.
1992 stand unser kleines Häuschen direkt neben dem Fernsehturm, dort saßen wir, drei neue alternative Sender. Das war damals Exotik pur, jahrzehntelang gab es bei uns nur staatlichen Rundfunk. Plötzlich kam dieser Generationswechsel, Radio wurde von frechen jungen Menschen gemacht und die Bewohner Charkiws haben uns gefeiert. Unser Studio hatte das absolute Minimum an der Technik, die notwendig war, darunter auch zwei CD-Player.

Musikidee war schon da, fehlte nur noch der Text

CDs als Medium waren in der Ukraine noch nicht richtig angekommen, in der Stadt gab es nur einen Laden, der sie verkaufte. Beim Sender standen uns ganze 16 CDs zur Verfügung, das war ein kleiner Schatz, aber

trotzdem viel zu wenig, da wir unser Programm ausschließlich mit der Musik von diesen CDs gestalten mussten.

Monatelang arbeitete ich jeden Tag und manchmal auch nachts – und so kann ich mich auch 30 Jahre später ziemlich genau an jeden Song erinnern, den wir damals spielten (weil es ja immer dieselben waren). Auch „This Garden“ von der Band The Levellers war dabei, ich mochte das Lied sehr und habe es täglich gespielt.

Letzte Woche rief mich ein alter Bekannte aus Großbritannien an. Vor vielen Jahren haben wir mit Phil Meadley eine Compilation mit osteuropäischem Funk aus den Siebzigern zusammengestellt. Phil macht Musik, sein aktuelles Projekt heißt Gaslight Troubadours. Wie so viele Musiker würde er so gern etwas tun, sagt er, am besten einen Song zur aktuellen Situation in der Ukraine aufnehmen und damit Spenden sammeln.
Eigentlich hat er schon eine ganz konkrete Idee, da fehlt nur noch der Text, er hat bereits was aufgenommen, und zwar mit dem legendären Tom Robinson sowie Jon Sevink, dem Geiger von The Levellers. Wenn mir dazu etwas einfallen würde, fände er das toll. Vor dreißig Jahren hätte ich es vielleicht nicht geglaubt, heute wundert mich gar nichts mehr.

Wenn Patti Smith auf den Konzerten in den letzten Wochen ihre englische Übersetzung der ukrainischen Nationalhymne singt, wenn der Sänger der ukrainischen Band BoomBox erwähnt, sie hätten gestern mit David Gilmour von Pink Floyd über einen gemeinsamen Song gesprochen ... alles ist möglich.

Wer zahlt für Anatolis Foto?

Mein Text für den Song von Phil, Tom und Jon ist in wenigen Stunden fertig. Ich rufe Katya Tasheva an, mit der wir oft zusammen musizieren, sie kommt vorbei und singt mit. Der Song ist fertig. Wir überlegen, wie wir unser Projekt nennen und entscheiden uns für The Anti-DicKtators.

Neulich habe ich einen amerikanischen Top-Manager kennengelernt, der in Kiew geboren wurde und heute neben seinem Job in Chicago die Lieferungen von Medikamenten und Lebensmitteln sowie die Evakuierung aus Städten wie Tschernihiw und Mariupol koordiniert. Unser Song soll Spenden für seine Organisation Ukraine TrustChain sammeln. Und das tut er, in drei Tagen spielte „Russian Warship (Go Fuck Yourself!)“ über 600 Euro ein.

Es fühlt sich gut und richtig an, zu spenden und Spenden generieren zu können. Als Musiker kann ich mir gerade nichts besseres vorstellen. Und ich sehe, dass viele Kollegen von mir genau dasselbe machen. Täglich finden Benefizkonzerte statt. DJs streamen ihre DJ-Sets und sammeln dabei Spenden. Bildende Künstler verkaufen ihre Werke – und spenden den Gewinn.
Gestern spät in der Nacht rief mich Anatoli an – er ist 52, kommt wie ich aus Charkiw und lebt in Erlangen. Er klingt aufgeregt – gerade hat er gelesen, dass ukrainische Erotik-Modelle eine Web-Kampagne starten: Sie schicken exklusive Nackfotos an diejenigen, die an die ukrainische Armee oder Territoriale Verteidigung spenden. „Eine brilliante Idee!“, sagt Anatoli, „Ich überlege, auch sowas zu machen! Ich bin nicht mehr der Jüngste, vielleicht ein bisschen dick, aber es finden sich bestimmt Menschen, die bereit wären, auch für meine Fotos zu zahlen. Oder, was meinst Du?“

In der umzingelten Festung

Ein Gastbeitrag von Serhij Zhadan

©Hartwig Klappert

04.05.2022.

Die Menschen in Charkiw leben in dem Bewusstsein, dass hier einfach keine sicheren Orte gibt. Wir alle haben nur ein Ziel: die Unterstützung der Armee. Die Stadt hält stand.

Vor Kurzem schlug eine russische Rakete in einem Postamt am Stadtrand von Charkiw ein. Ein Toter, ein paar Verwundete. Eine Granate traf auch eines der Einkaufszentren der Stadt. Die Russen schlagen immer wieder an Orten zu, an denen sich Zivilisten versammeln. Zentren für humanitäre Hilfe, Geschäfte und Lebensmitteldepots für die Zivilbevölkerung sind unter Beschuss geraten. Auch Wohnviertel ohne industrielle Infrastruktur oder militärische Einrichtungen werden regelmäßig bombardiert. Charkiw befindet sich seit zwei Monaten im Krieg, und man kann überall in der Stadt getroffen werden. Die Außenbezirke sind stärker betroffen, sie sind näher an den russischen Stellungen. Aber auch das Zentrum kommt hin

und wieder unter Beschuss – erst vor wenigen Tagen wurden einige zentrale Straßen massiv beschossen. Die Menschen in Charkiw leben in dem Bewusstsein, dass es in der Stadt einfach keine sicheren Orte gibt. Und auch innerhalb der Grenzen des Landes.
Kürzlich brannte ein russischer »Hagelsturm« mitten auf der Straße das Auto mit zwei Insassen nieder, die im Inneren ihres Wagens einfach verbrannten, »Hagelsturm« ist der russische Grad-Raketenwerfer, der Dutzende von Geschossen auf einmal abfeuern kann. Es gibt keine militärische Logik hinter solchen Aktionen. Die einzige Erklärung für diese geplante, chaotische Brutalität kann sein, dass die Russen die Bevölkerung in Angst versetzen, sie zur Kapitulation bringen, den Glauben an den Sieg verlieren lassen und Panik erzeugen wollen. Allerdings ist das Gegenteil der Fall: In Charkiw lebt man jetzt wie in einer Festung, die von einer Krieg führenden Armee umzingelt ist. Alle arbeiten für dieselbe Sache. Freiwillige, Behörden und Bürger unterstützen die Armee.

In den ersten sechs Wochen des Krieges gelang es den ukrainischen Truppen, die Russen aus der Stadt zu vertreiben, sie starteten sogar eine eigene Offensive und halten seitdem zuverlässig die Zufahrten nach Charkiw. Auch die Luftabwehr funktioniert recht gut – russische Flugzeuge überfliegen die Stadt schon lange nicht mehr. Die ukrainischen Truppen sind allerdings nicht in der Lage, die Stadt vor den »Hagelkörnern« zu schützen. Charkiw leidet unter dieser Brutalität. Sie macht die Einwohner der Stadt fertig – führt aber nicht zu Panik.

Netzwerke des Helfens

Viele Einwohner von Charkiw haben die Stadt verlassen, aber ein großer Teil derjenigen, die geblieben sind, hat das im vollen Bewusstsein getan:

um zu arbeiten und zu helfen. In der Stadt hat sich ein Netz von Freiwilligenzentren, Hilfszentren und Verteilungsstellen für humanitäre Hilfe ausgebreitet. Zehntausende von Charkiwer Bürgern beteiligen sich an den freiwilligen Aktivitäten und helfen denjenigen, die ihre Häuser verloren haben, oder sich nicht alles leisten können, was sie brauchen. Viele Menschen campieren seit Wochen in den U-Bahnhöfen oder in den Kellern ihrer Häuser und müssen mit dem Nötigsten versorgt werden – Lebensmitteln, Medikamenten und Wärme. Es sind vor allem die älteren Menschen, die sich unter den Bedingungen des Krieges als hilflos erweisen. Die städtischen Behörden tun zwar viel, um ihnen zu helfen, aber die gezielte mobile Unterstützung durch Freiwillige ist oft unzuverlässig.

Charkiw erhält Unterstützung aus der ganzen Ukraine. Die Stadt steht im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit vieler europäischer Länder, viele ausländische Journalisten sind da. Das ist sehr wichtig – wir müssen dafür sorgen, dass die russische Aggression und die russischen militärischen Gräueltaten nicht aus der europäischen Medienlandschaft verschwinden, und wir alle müssen dafür sorgen, dass dieser Krieg mit einem Sieg der Ukraine endet und dass alle Täter gerecht bestraft werden. Der Schmerz darüber, dass das Leben Hunderttausender von Menschen gewaltsam und brutal zerstört wurde, darf nicht umsonst bleiben. Das Böse muss bestraft werden. Deshalb ist es wichtig, dass wir darüber sprechen, was jetzt in unseren Städten passiert, was an der Front passiert, was in den von Russland besetzten ukrainischen Gebieten passiert.

Eine Großmutter wurde am Morgen mitten im Beschuss aufgegriffen und an einen sicheren Ort gebracht. Sie ist 80 Jahre alt und hat zwei Schlaganfälle erlitten. Ihre Kinder befinden sich auf der anderen Seite der

Frontlinie, in den besetzten Gebieten. Sie können ihr nicht helfen. Sie hatte nur einen kleinen Rucksack mit Kleidung und einer Kiste mit Lebensmitteln von zu Hause mitgenommen und ihre Wohnung, in der sie ihr ganzes Leben verbracht hat, einfach hinter sich zugeschlossen. Niemand weiß, ob sie in diese zurückkehren kann und ob die Wohnung die Angriffe überstehen würde. Sie wirkte gestresst, aber bei klarem Verstand. Sie erzählte, dass sie in einen Granatbeschuss geraten sei und ihr jemand zugerufen habe, sie solle sich fallen lassen. »Wenn ich falle, hebt mich keiner mehr auf!«, habe sie zurückgerufen und sei weitergelaufen.

Der krumme Geisteszustand des Krieges

Es gibt Hunderte solcher Geschichten, Tausende von Todesfällen und persönlichen Tragödien. Sie bilden den verdrehten, schmerzhaften Körper dieses Krieges, diese Tragödie eines Landes, das man gerade zu vernichten versucht. Aber im Herzen dieses Körpers, im Herzen dieses krummen Geisteszustandes, liegt der Wille der Menschen, ihr Leben zu leben, ihre Freiheit zu verteidigen, für ihre Zukunft zu kämpfen. Wir zahlen in der Tat einen sehr hohen Preis für das Recht, Ukrainer zu bleiben. Es bleibt uns allerdings gar nichts anderes übrig.

Deshalb bleiben wir weiterhin in unseren Festungen und verteidigen sie, in dem Glauben, dass wir siegen werden. Wir schützen unsere Ältesten und unsere Kinder. Auch unsere Erinnerungen. Und unsere Zukunft. Das ist genug, um zu glauben und keine Angst zu haben.

Übersetzung: Anika Zeller/ Kateryna Kharytych

Juri Durkot

Lemberg, den 28. Mai, mittags

Es ist ruhig geworden auf dem Bahnhofsvorplatz in Lemberg. Keine Spur von den Flüchtlingsströmen, die hier vor zwei Monaten das Bild prägten, keine unendlichen Schlangen von Frauen und Kindern, die damals im Schneeregen und Wind auf den nächsten Evakuierungszug Richtung Przemysl ausharrten. Nur noch ein paar Menschen sind vor dem Eingang zur Vorhalle zu sehen. Man könnte glauben, es herrscht ein ganz normaler Bahnhofsbetrieb an diesem trüben Vormittag mit immer wieder einsetzendem Nieselregen.

Ein unaufmerksamer Beobachter, der zu seinem Zug geeilt wäre, hätte womöglich einige Zelte in einer kleinen Grünanlage links vom Haupteingang nicht sofort bemerkt. Doch eigentlich sind sie unübersehbar. Das große graue Zelt des Katastrophenschutzes. Die Zelte der internationalen Hilfsorganisationen. Nur Flüchtlinge gibt es hier kaum noch. Man hätte die Helfer selbst für Flüchtlinge halten können, etwa einen etwas verwirrt wirkenden Australier oder einen Engländer mit seiner grauen Haarmähne. Wenn sie nicht ihre roten Helferwesten trügen. Ansonsten sehen beide aus, als hätten sie paar Tage nicht geschlafen und würden nun gern unter die Dusche springen.

Die Straßenbahn quietscht gemächlich in der Schleife, bevor sie an der Haltestelle ein paar Fahrgäste aufsammelt. Ich höre, wie eine Frau mit dem Rollkoffer jemanden fragt, wo sie hier eine Apotheke findet. Es könnte sein, dass sie gerade aus dem Osten angekommen ist. Oder aus Polen zurückkehrt und sich noch vor der Weiterfahrt schnell ein paar

Medikamente besorgen will. Diese Szene hätte sich aber genauso gut in der Friedenszeit abspielen können.

Aus dem Osten kommen nur noch selten Evakuierungszüge in Lemberg an. Jetzt geht es eher in die andere Richtung. Etwa zwei Millionen Ukrainerinnen und Ukrainer sind nach Angaben des Grenzschutzes inzwischen zurückgekehrt. Allerdings fährt man nur dann wieder nach Hause, wenn man sich zumindest sicher genug fühlt. Und wenn das Haus nicht zerbombt wurde. So sind von ursprünglich rund 200.000 in Lemberg offiziell registrierten Flüchtlingen etwa 150.000 immer noch da. Sie haben kein Zuhause mehr, ob in Tschernihiw, Charkiw oder im Donbass.

Für alle, die aus Europa nach Lemberg mit dem Zug zurückkehren, gibt es nur einen Umsteigebahnhof in Polen: Przemysl. In dieser polnischen Stadt mit einem für einen Deutschen unaussprechlichen Namen endet die Breitspur. Dieses technische Detail hat sie zu einer natürlichen Endstation für ukrainische Intercity-Schnellzüge gemacht. Für eine Spurumstellung hat man im Krieg keine Zeit.

Man sagt, jeden Tag kommen viele Menschen mit dem Zug aus Przemysl zurück. Nach Lemberg und nach Kiew. Nach Odessa wohl eher nicht, obwohl es einen Intercity von Przemysl nach Odessa gibt. Vormittags gibt es allerdings keine Züge aus Polen, sodass ich es nicht wirklich überprüfen kann. Der letzte sollte laut Fahrplan vor zwei Stunden angekommen sein.

Derzeit verspäten sich die Züge öfter, also beschließe ich, mich doch zu erkundigen. In der Vorhalle ist es dunkel wie immer, an den Ticketschaltern stehen ein paar Reisende. Ansonsten ist hier nicht viel

los. Am Informationsschalter ist nur eine Frau vor mir. Als ich dran bin, frage ich, ob der Zug aus Przemysl angekommen sei. In normalen Zeiten hätte eine solche Frage niemanden gewundert. Aber es sind keine normalen Zeiten, und mein Interesse muss der Dame hinter der Glasscheibe etwas suspekt vorkommen. Sie mustert mich mit einem misstrauischen Blick und will wissen, wozu ich denn die Auskunft bräuchte. Ich erfinde schnell die Geschichte, dass wir Kontakt zu einer Familie in diesem Zug verloren hätten. Dann dreht sie die Wahlscheibe an ihrem roten Telefonapparat. Sie hat nicht die Polizei alarmiert. Sie sagt nur, dass der Zug heute pünktlich gewesen sei.

Butscha. Zu Besuch zu Hause.

Oleh Kozarew, exklusiv für die Deutsche Welle.

20.06.2022.

Zum ersten Mal seit Kriegsbeginn, zum ersten Mal seit dem Ende der Besetzung und der Befreiung komme ich nach Hause, in das mittlerweile weltbekannte Butscha. Die Eindrücke unseres Wiedersehens sind grell, widersprüchlich, kontrastreich.

Ein aufregender Augenblick: Ich steige aus dem Bus, mit dem ich von der Metrostation „Akademmistetschko", dem letzten Halt der Kyjiwer Metro, nach Butscha gefahren bin (die meisten öffentlichen Verkehrsmittel haben in den Vorstädten ihren Betrieb wieder aufgenommen). Gleich an der Haltestelle fällt mir als erstes eine handgeschriebene Anzeige ins Auge: „Großreinemachen Ihrer Wohnung nach den Raschisten, nichts ist uns zu schwer". Unschwer vorherzusagen war, dass mein Aufenthalt unter dem Motto genau eines solchen „Großreinemachens" stehen würde. Im vergangenen Monat war es die Lebensdevise der ganzen Stadt. In Butscha kehrt wieder ein kleines bisschen Ordnung ein: die kommunale Infrastruktur hat die Arbeit wieder aufgenommen, Läden und Einrichtungen sind wieder offen (sogar die Buchhandlung!). Ich mache mich zunächst an den „Großputz" meiner Wohnung, die einige Zeit von Besatzern bewohnt war. Das Ganze ist aber so gut wie ohne Zerstörungen abgegangen, auch gestohlen wurden nur Kleinigkeiten – ich bin glimpflich davongekommen. Eine der Wohnungen aus dem benachbarten Aufgang hingegen ist stark beschädigt von einer „Landung".

In Butscha sind die materiellen Kriegsfolgen punktuell. An bestimmten Orten gibt es gravierende Zerstörungen. Anderswo sind nur einzelne Teile einzelner Häuser beschädigt. Bestimmte Gegenden sind ganz oder fast ganz unbeschadet davongekommen. Der Eindruck der totalen Zerstörung, der sich einem beim Betrachten von Fotos oder Videos aufdrängt, deckt sich nicht mit dem realen Butscha. Wie aber könnte man vergessen, dass hier die Soldaten die verbrannten Körper von Einwohnern und Einwohnerinnen liegen ließen? In dieser Stadt haben, anders als in den angrenzenden Vorstädten, die Menschen am meisten gelitten.

Das „Modul", ein großes Einkaufszentrum im Westen von Butscha an der Autobahn Kyjiw-Warschau, ist in eine verbrannte Wüste verwandelt worden, darüber malerisch die Buchstaben „Handels…". Hundert Meter entfernt ist ein kleineres Einkaufszentrum in gutem Zustand. Nur zehn Meter trennen eine völlig zerstörte Apotheke und ein intaktes, gemütliches Café mit Sommerterrasse und Chaiselongues. Das Café ist voll und laut, die Bedienung kommt kaum hinterher mit dem Servieren der bestellten Speisen und Getränke.

Eines der bekanntesten, neuen Wohnviertel der Stadt ist Butscha-Quartal. Die meisten der Häuser stehen unversehrt, auf den gepflegten Spielplätzen spielen Kinder. Allerdings verflüchtigt sich die Atmosphäre grüner Beschaulichkeit beim Anblick der improvisierten „Herde" in den Höfen. In den Tagen der Kämpfe und der Besetzung, als es kein Licht, kein Gas und kein Wasser in den Leitungen gab, hatten Bewohner und Bewohnerinnen sie errichtet. Auf diesen „Herden" bereitete man etwas zu essen zu und machte Wasser heiß, um sich wenigstens flüchtig zu

waschen. Serhij, der mir das Viertel zeigt, führt mich in den Wendehammer im Inneren eines Wohnblocks hinein, und da erst merke ich, dass der eine Torweg des ansonsten adretten Hauses halb eingestürzt ist. Die Schäden sind schwer, doch Serhij verkündet: „Stell dir vor, bei dieser „Landung" wurde niemand getroffen."

Hinter den Hochhäusern von Butscha-Quartal und Nowa Butscha in Richtung Irpin liegt ein großes Viertel aus vornehmlich einstöckigen Einfamilienhäusern. Das ist Jablunka, eines der Dörfer, aus denen Butscha zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch Eingemeindung entstand. Dieser Ort genießt den traurigen Ruf, dass hier die Besatzer die schlimmsten Verbrechen begingen. Hier sollen die meisten Zivilisten umgekommen sein. Alle, mit denen ich spreche, sind sich sicher, dass es Burjaten waren, die in Jablunka am grausamsten wüteten.

Heute sind in Jablunka viele Gebäude zerstört, auf den Zäunen liest man an die Besatzer gerichtete Hinweise wie „Zivilisten", aber auch das Wort „Mine". Am schlimmsten sieht es an der Kreuzung Jablunska- und Bahnhofstraße aus – dort wurden ganze Blocks dem Erdboden gleichgemacht…

Die Geschehnisse vom Februar und März sind in Butscha noch immer Gesprächsthema Nummer Eins. Die Worte „Besetzung", „Anflug", „Moskali" (für „Russen"), „Volltreffer", sind so gut wie überall zu hören, wo Menschen zusammenkommen. Passantinnen und Passanten auf den Straßen wirken oft bedrückt und erschöpft. An der Kleidung der Menschen von Butscha ist häufig etwas Schwarzes angebracht, als Zeichen der Trauer um die Getöteten.

Aber es ergeben sich auch deutliche Kontraste. Bei weitem nicht alle Geschichten aus diesen blutigen und zerstörerischen Tagen sind nur tragisch. Wiktor, der gern ironisch ist, erzählt mir die Geschichte, wie genau zu der Zeit, als die Russen nach Butscha eindrangen, in seiner kleinen Straße in einem der Nachbarhöfe gefeiert wurde:
„Einer von den Festgästen, er war schon ein bisschen betrunken, hörte, dass Soldaten auf der Straße herumliefen und meinte: „Mit denen werde ich mich jetzt mal unterhalten." Schwankend und im Bademantel trat er vor die Tür und setzte an, um irgendeine Ansprache zu halten. Ihm gegenüber die russische Einheit. Die hätten ihn auch sofort einkassieren können. Aber kaum hatte er den Mund aufgemacht, haben sie ihn weggewedelt: ‚Komm, geh wieder rein, wir passen auf euch auf.' Da ging er zurück in den Hof und trank weiter."

Kuriose Geschichten mit Happy End erzählt man sich hier gern, was psychologisch gesehen durchaus vielsagend ist. Andrij, ebenfalls mit Hang zur Ironie, berichtet von einem spiegelverkehrten Fall. Als er mir das kaputte Fenster in seiner Wohnung zeigt, weist er mich auf einen älteren Herren hin, der regungslos auf einer Bank im Hof sitzt:

„Da siehst du einen Opa mit Humor. Ich war während der Besetzung die ganze Zeit hier. Als endlich die Unseren in die Stadt einzogen, hier kam zuerst die Territorialverteidigung durch, saß der Opa da hinten irgendwo in einem Winkel, wo man ihn nicht sah. Die Kämpfer gingen vorbei und bemerkten ihn nicht, bis er sie von hinten auf Russisch anraunzte: „Halt! Wer da?" Sie machten vor Schreck alle einen Luftsprung. Aber sie taten ihm natürlich nichts. Ein Spaßvogel. Seine Familie hatte Butscha schon früh verlassen, ihn hatten sie „vergessen". So war das."

Genau wie in vielen Gesprächen über den Krieg Witze und Optimismus zu sprießen beginnen, so durchbrechen auch vielerorts die Attribute eines echten, bedingt friedlichen Alltagslebens den 24-Stunden-Horror des Krieges. Die Anzahl der Autos auf den Straßen nimmt zu, die Spielplätze füllen sich mit Kindern, an den Frühlingsabenden haben in den Höfen wieder junge Leute ihren Spaß.

Wer jetzt in die Stadt zurückkehrt, empfindet es als Trost besonderer Art, dass der wundervolle Park von Butscha praktisch nicht gelitten hat. Doch im Gespräch mit Menschen, die wir lange nicht gesehen haben, reden wir auch in seinen grünen Labyrinthen, auf den Bänken wieder über den Krieg. Natalja erzählt davon, wie sich friedliche Bewohner in einer Schule versteckt gehalten haben, Oleksandr hatte sich in seiner Wohnung verschanzt. Gemeinsam gedenkt man der Toten.

An sie, an die Toten gemahnt heute in Butscha alles und jedes. Gedenkorte wurden dafür aber noch nicht geschaffen. Wie eine zukünftige Strategie des Gedenkens aussehen kann, ist auch noch nicht wirklich klar. Genauso wenig, wie die Zukunft selbst wirklich klar ist: Wird sich die Tragödie, die als #buchamassacre bekannt wurde, irgendwann in eine Erinnerung verwandeln? Wird sie sich wiederholen? Schlimm genug, dass ähnliche oder schlimmere Grausamkeiten zur Stunde in den vom Feind besetzten und zerstörten Dörfern und Städten der Ukraine fortdauern. Wird der Versuch einer Rückkehr zum normalen Leben sich verstetigen? Wer nach Butscha zurückgekehrt ist oder es gar nicht erst verlassen hat, fühlt sich im Moment häufig wie zu Besuch bei sich zu Hause. Ganz überwiegend blicken die Menschen voller Hoffnung und mit Dankbarkeit auf das ukrainische Militär. Und verstehen nur zu gut, wie viel

von der Entschlossenheit abhängen wird, mit der die Länder des Westens der Ukraine weiterhelfen, sich gegen die Invasion zur Wehr zu setzen.

Aus dem Ukrainischen von Beatrix Kersten

PROSA

Oksana Sabuschko

©Pavlo Botanov

„Deportiert nach Koda“

„Das Haus ist konfisziert”, sagen Männer mit Maschinenpistolen. „Packen Sie nur das Nötigste, der Transporter wartet schon.” Diese Worte haben – und hatten schon unzählige Male – verschiedene Varianten. Zum Beispiel: „Sie haben zwei Stunden zum Packen” (oder eine halbe Stunde, oder vierundzwanzig Stunden – ein existentieller Unterschied!). Außerdem: „Pro Person sind nicht mehr als zwei Kilogramm Gepäck erlaubt!” (oder fünf, oder wie viel man zu tragen vermag ...). Jede Kleinigkeit – sie kann nach Muttermilch, nach warmem Brot, nach Kinderhaar duften, nach alten Fotografien, nach dem ehelichen Federbett, nach Medizin, getrockneten Gewürzen in einem Säckchen und

nach Heiligenbildern riechen, die mit Wachsflecken von Opferkerzen übersät sind – kommt zu deinem Lebendgewicht hinzu, zu unserem ganzen unteilbaren, im Blut einiger Generationen zusammengeschmolzenen Leben.

Doch daraus müssen nun zielsicher einige Stützen herausgebrochen werden, damit es nicht auseinander fällt – und doch ist es bereits auseinander gefallen! – um sich daraus schnell ein transportables, im Rucksack tragbares Heim zu basteln, ein Schneckenhaus, das uns im Weiteren zusammenhält, und so ist es in der Tat eine wichtige Frage, vielleicht die Frage aller Fragen, deren Beantwortung mehr über uns aussagt, als hunderte von Formularen oder ausgefüllten Fragebögen in der Art „Welche fünf Bücher würden sie auf eine einsame Insel mitnehmen?" – Ja, wie lange brauchen Sie, um zu packen, wenn Männer mit Maschinenpistolen auf ihrer Türschwelle stehen und sagen: „Packen! Der Transport wartet schon...?"

Das ist keine Reise, von einer Reise kehrt man zurück. Das ist keine Emigration, die Emigration wählt man. Und in beiden Fällen sind Sie selbst handelndes Subjekt. Doch in jenem anderen Fall ist das ausschlaggebende Wort: „Transport". Und Sie sind nur die Ladung, eine statistische Ziffer des Transports, wie ein Stück Vieh oder ein Kubikmeter Holz. Ein unsichtbarer fremder Wille schält Ihnen die Haut ab wie einem Baum die Rinde, entblößt ihr Zuhause, Ihre ureigene Landschaft der Erinnerung, die zu einem Teil ihres Körpers geworden ist und schickt sie dann über den Globus ins Ungewisse, setzt Sie an einem unbekannten Ort aus. Man sagt: Das ist nun ihr Zuhaus, gewöhnen Sie sich dran! Gewöhnen Sie sich daran oder verrecken Sie! Das ist ihre Sache.

... wenn diese Verfahrensweise an mehreren Generation durchexerziert wurde, ist der Mensch tatsächlich wie ein entwurzelter Baum, unfähig von neuem Wurzeln zu schlagen, nie und nirgends mehr bodenständig sein. Kein Ort wird Ihnen mehr vertraut sein. Sie werden sein wie die Opfer einer ersten brutal enttäuschten Liebe, die dann auf immer verstört sind und sich kein zweites Mal offenherzig verlieben können. Das tief im Hirn verkapselte Trauma des Verlusts wird alle weiteren Versuche blockieren, Wurzeln zu schlagen und eine rote Warnlampe wird blinken: Ihr Heim (und die nähere und weitere Umgebung, das Dorf, die Stadt, die Heimat ...) zu verlieren, tut so unsagbar weh, nur das nicht nochmals! Nie wieder! Dann schon besser ein „leichtes", tragbares Zuhause zu haben.... Ja, um jeder Zeit, sobald es wieder an die Tür donnert und Männer mit Maschinenpistolen da stehen, das Wesentliche zu packen (das Baby in die Trage, das Notebook in das hintere Fach des Rucksacks, die Kreditkarte in die Brusttasche, das Wichtigste haben Sie, den Rest kaufen Sie am Ort der Verschickung, schneller – schneller, der Transport wartet schon! Und weiter vom Wind durch den kalten Raum getrieben, kein blutendes Herz, kein Stück Fleisch mehr, das Ihnen bei lebendigem Leib herausgeschnitten wird, nein, Sie haben schon gelernt, nur sich selbst zu lieben. Sie sind kein Punkt mehr auf der Landkarte, sondern die Linie zwischen den Punkten, keine Statik,

sondern Dynamik, kein fester Ort, sondern nur Ortswechsel, Bewegung – Straßen – Bahnhöfe – Flugplätze ... und Sie leben wie die Nomaden, nur aus dem Koffer und das kann Jahre, Jahrzehnte dauern, und in all der Zeit nehmen Sie ihre Umgebung nicht wahr, so wie der Tourist die Wände eines Hotelzimmers mit abgeblätterter Tapete und die Spuren der Flöhe nicht bemerkt.

... man erkennt sie auf den ersten Blick, die geschändeten Städte, die Landschaften, denen ihre ursprünglichen Bewohner geraubt wurden, die Dörfer mit unbekannten Gräbern. Ein Raum, über den sich die Bleiche der Blutarmut gelegt hat, ja, als habe man ihn ausbluten lassen und dann eine Infusion gesetzt, die mit der ursprünglichen Blutgruppe unverträglich ist. Das Umherziehen einer fremden Masse von „Blutkörpern" zwischen abweisenden Mauern und verwahrlosten Höfen, wo in Kaminen unbekannte Geister heulen, hinterlässt bei einem auswärtigen Besucher einen wundersamen Eindruck, als ob die Hiesigen mit ihren Gedanken nicht hier wären, sondern ganz wo anders, wo – wie alle insgeheim glauben – unbefristet wie in einem riesigen Gefrierschrank ihr wahres Leben auf sie wartet. Man braucht es nur herauszunehmen und aufzutauen, das Goldene Zeitalter der Ahnen ... dieser Glaube ist wie jener Geruch, der sich in den Boden des einst eilends gepackten Koffers („Draußen wartet der Transport!") der Großmutter gesetzt hat. Selbst wenn man nichts anderes mehr mitnehmen konnte, der Geruch bleibt für immer, ohne ihn gibt es kein Zuhause. Nicht einmal ein transportables. Wir atmen ihn überall ein, auf allen Breitengraden. Wir Kinder, Enkel und Urenkel der Deportierten haben das Festland des Planeten überschwemmt wie ein zweiter Ozean und verbreiten das Virus unseres „erworbenen Heimatdefizits". Um sich überall zuhause fühlen zu können, haben wir uns den besiedelten Raum zurecht gebügelt und ihn mit einigen universell einsetzbaren und transportablen Komponenten bestückt, wie „Autobahn", „McDonald's", „Flughafen" ... wir verwenden Wegwerfgeschirr und tauschen Orte und Plätze ebenso wie Handymodelle oder Kleider von der Stange. Eigentlich haben wir uns gar nicht so übel eingerichtet, und es ist Jammern auf hohem Niveau, wenn da nicht, ja, wenn da nicht jener Geruch wäre.

Er taucht wie aus dem Nichts auf – in einem Melodiefetzen, in einem zufälligen Farbenspiel, im Klang einer vergessenen Sprache oder mit dem warmen Duft einer Speise – und wir glauben doch tatsächlich, dass genau so das Essen unserer Ur-Ur-Ur-Heimat gerochen haben müsse, deren Zubereitung noch aus dem Gedächtnis erfolgte, dabei schmecken diese Speisen auf allen Breitengraden gleich – oder etwa nicht? (die richtige Antwort lautet natürlich: Nein! Aber das will man lieber gar nicht wissen...) Filme, Bücher, Cafés, Rekonstruktionen, um sich nicht wie ein Obdachloser vorzukommen, wir haben dafür eine ganze Nostalgieindustrie erfunden. Der Geruch aber schleicht sich in unsere Träume – er kann sich plötzlich mit ungeahnter Macht entladen und, so scheint es, zur vollen Größe des einst entwurzelten Baumes emporwachsen – doch in der Empfangshalle einer Kyjiver Klinik bricht eine aus Donezk geflohene Frau in Tränen aus und schreit das verdutzte Krankenhauspersonal an, dass man sie nicht nötigen, nicht nö-ti-gen, dürfe! Man darf sie nicht dazu nötigen, in das Aufnahmeformular „Umsiedler" zu schreiben, denn, nein, sie sei kein Flüchtling, denn sie ist ja mit IHREM EIGNENEN AUTO gekommen.

Und ich flenne gemeinsam mit ihr und die Empfangsschwester schaut uns schon skeptisch an. Und ich weiß, vor zwei oder drei Generationen sind die Vorfahren dieser Frau als Bergleute in den Donbas gebracht worden, wie der Großteil der dortigen Bevölkerung, offiziell sowjetische „Umsiedler" genannt, und zwar in Viehwagons für die Kulaken. Sie haben eigentlich Glück gehabt, meine Vorfahren wurden ein ganzes Stück weiter auf dem Globus transportiert, in die kasachische Steppe und nach Sibirien; die Stollen, die sie dort gegraben haben und die Orte, die um diese Stollen herum entstanden waren, gehen nun ohne das Zutun der russischen Armee wie in Donezk kaputt: Es ist schlicht und einfach die

Selbstregeneration des Raumes nach dem gewaltsamen Eindringen des Menschen und die Wiederherstellung seiner ursprünglichen natürlichen Wildheit. Es gibt dort keinen, der die Gräber meiner Verwandten pflegen würde, die nie zurückgekehrt sind.

Doch dieser Nachkomme von deportierten Ukrainern ist nach drei Generationen zurück gekehrt. Selbst und MIT IHREM AUTO. Es spielt keine Rolle, dass diese Frau von Männern mit Maschinenpistolen, wahrscheinlich mit dem gleichen Typ Maschinenpistole wie einst, nun freilich in die umgekehrte Richtung gezwungen wurde. Das Wesentliche ist allerdings: sie ist kein Transportgut, sie hat „ihr Auto“, das ideale Schneckenhaus, das sie sich für ihr Dasein auf der ungemütlichen und ungeliebten und so bitteren und furchtbar schutzlosen Schwarzerde zugelegt hat.

Ich weiß, dass sie selbst am Steuer saß. Durch das offene Fenster zog der Gestank der Ruinen, der Rauch von Feldküchen an den Kontrollpunkten, Benzin und der Frühlingsduft der Steppe: der Geruch der Heimat.

Übersetzung aus dem Ukrainischen von Alexander Kratochvil

Juri Andruchowytsch

© *privat*

Fragment aus „Moskoviada“

Ziehen wir Bilanz, von F. Es ist dir also wirklich gelungen, Galja zu verlassen, nein, dich zu befreien. Du stehst also tatsächlich im Regen und denkst gerührt über unglückliche Liebe, Alleinsein und die spezifisch weibliche Grausamkeit nach. Außerdem überdenkst du deine weiteren, wegen des konsumierten Alkohols etwas unsicheren Schritte.

Deiner mit Blut erkauften Freiheit steht eine Reihe von Verlusten gegenüber. Erstens der Mantel. Er ist dort zurückgeblieben, in ihrer Wohnung, an deiner Statt. Sie kann ihn jederzeit mit dem Messer zerfetzten, oder mit Benzin übergießen und anzünden. Schwarze Magie, heilige Rache. Geschieht dir recht, daß du jetzt naß wirst und mit den Zähnen klapperst, nur im Pullover. Zweitens die Kassette mit dem neuesten Konzert von Mike Oldfield. Dieser Verlust ist um einiges bedeutender, denn ohne Musik, ohne deine geliebte Musik, von F., bist du nichts und niemand. Ohne Musik hingegen Dichter, Genius,

Menschenfreund und weiser Mann, nur die Musik verleiht deiner bedrückenden, sündigen und zufälligen Existenz einen Sinn. Die Musik gibt dir die Chance, zumindest einen halben Fingernagel deines von Sünde durchdrungenen niederträchtigem Körpers zu retten. Und du schmeißt sie durch die Gegend, läßt sie liegen, wo sie nicht hingehört.

Und schließlich der schlimmste Verlust. Galja. Sinnlos jetzt, nachdem deine Faust ihren Wangenknochen getroffen hat, auf eine Wiederaufnahme eurer Beziehung zu hoffen, auf Verzeihung und Beruhigung, selbst auf gewöhnliche menschliche Freundschaft. Ihre Tür bleibt dir für immer verschlossen. Wieder einmal hast du dich als einer Frau nicht wert erwiesen, die dir zuliebe alles getan hätte, und sei es, dich mit raffiniertem Schlangengift zu ermorden. So eine findest du nie wieder. Zweifellos war sie dir vom Himmel gesandt. Und du hast diese Gabe verächtlich und plebejisch weggeworfen. Mit einem einzigen, aber kraftvollen Faustschlag. Dafür gehörst du kastriert, von F., Freundchen. Oder zwischen zwei junge Bäume gespannt und zerissen.
Der Mantel, die Kassette, Galja. Mehr als genug für einen Tag. Der ja übrigens noch nicht zu Ende ist. Du stapfst neuen Verlusten entgegen. Nur im Pullover, im Regen, und dir entgegen stapft Moskau – naß, hinkend, rülpsend, Veteranen, Neger, Armenier, Chinesen, Genossen, „Spartak“- Fans in rot-weißen Hüten, Sergeanten, Rückfalltäter und Lenin-Besucher. Du gehst mit einer großen Tasche, die für Geschenke bestimmt ist, obwohl du sehr gut weißt, daß es heute fast unmöglich ist, in Moskau jemandem ein Geschenk zu kaufen. Diese Stadt hat nichts mehr zu verschenken. Es ist eine Stadt der Verluste.
Es ist die Stadt der tausendundeinen Folterkammer. Vorposten des Ostens zur Eroberung des Westens. Die letzte Stadt Asiens, vor deren betrunkenen Alpträumen die entkräfteten und germanisierten Monarchen

panisch flohen. Stadt von Syphilis und Hooligans, beliebtes Märchen bewaffneter Penner. Stadt des bolschewistischen Empire, der vielstöckigen Volkskommissariats-Ungetüme, unterirdischen Geheimgänge, verbotenen Alleen, Stadt der Konzentrationslager, wo die Spitzen versteinerter Giganten den Himmel ins Visier nehmen. Die Einwohnerschaft der hiesigen Gefängnisse ist so groß wie eine ganze europäische Nation. Stadt granitener Monogramme, marmorner Ähren und fünfzackiger Sterne von der Größe der Sonne. Sie kann nur fressen, diese Stadt der vollgekotzten Hinterhöfe und der windschiefen Bretterzäune in den von Pappelflaum bedeckten Gassen despotischen Namens: Garten-Kriech-Gasse, Knast-Krämer-Gasse, Neue Henkersgasse, Knüppel-Prügel-Gasse, Kleine Oktober-Friedhofsgasse… Stadt der Verluste. Es wäre gut, sie dem Erdboden gleichzumachen. Wieder die dichten finnischen Wälder zu pflanzen, die es hier früher gab, Bären, Elche, Rehe anzusiedeln – auf daß Barsche in den zu neuem Leben erwachten Wassern der Moskwa schwimmen, wilde Bienen in tiefen duftenden Höhlungen emsig Honig sammeln. Man muß diesem Land Ruhe gönnen vor seiner verbrecherischen Hauptstadt. Vielleicht wird es dann zu etwas Schönem fähig sein. Denn es kann doch die Welt nicht ewig mit dem Bazillus des Bösen, der Unterdrückung und dumpfen Zerstörung vergiften!

Hierin, dear Ladies and Gentlemen, liegt die Aufgabe der Aufgaben, die unabdingbare Voraussetzung für das Überleben der Menschheit, alle großen Zivilisationen der Gegenwart sollten ihre Anstrengungen darauf konzentrieren, ohne Blutvergießen, ohne einen Schatten von Gewalt, unter Anwendung humaner parlamentarischer Methoden, Moskau – vielleicht mit Ausnahme einiger Kirchen und Klöster – dem Erdboden gleichzumachen und an seiner statt ein grünes Reservoir zu schaffen für Sauerstoff, Licht und Reaktion. Nur dann wird man von irgendeiner

Zukunft für uns und den ganzen Planeten sprechen können, Ladies and Gentlemen! Danke für Ihre Aufmerksamkeit. (Allgemeiner Applaus, alle erheben sich und singen zu Beethovens Musik Schillers „Ode an die Freude“).

Das sind nur deine persönlichen, trunkenen Gedanken, von F. Frei, aber einsam. Und die menschlichen Verluste nehmen kein Ende auf dieser Welt.

Übersetzung von Sabine Stöhr

LYRIK

Daryna Gladun

der krieg beginnt nicht morgen

im namen aller trauerkränze und plastikschleifen
im namen aller lacksärge und lackschuhe der toten unbequem
unkomfortabel ungeeignet um Twist zu tanzen
/Twist zu tanzen
/Twist zu tanzen
ich stelle mir die toten twist tanzend vor
die lackschuhe in den händen weil sie die geschwollenen füße nicht
mehr fassen
wir benennen nach ihnen straßen promenaden parks
errichten ihnen denkmäler auf den großen plätzen
plätze voller denkmäler sind das jetzt zwischen denen kein
durchkommen ist
in friedenszeiten spielen die kinder hier verstecken nicht sofort –
in zwei jahren in fünf jahren in vierzig jahren vielleicht
wenn denn der platz der denkmäler der platz der erinnerung diesen
krieg überlebt

von norden von süden von osten fühlen wir wie die front vorrückt
und wir ändern namen um namen
schrauben neue tafeln an häuser an kindergärten an schulen

um für einen moment immerhin zu zeigen dass uns das wirklich wichtig ist
aber wir schaffen es nicht
alle straßen umzubenennen
jedem ein denkmal zu setzen
alles was wir in den notkoffer stecken benennen wir zu ehren der gefallenen um
die taschenlampe heißt nicht mehr taschenlampe sondern Serhij Wiktorowytsch Kokurin
das radio nicht mehr radio sondern Jewhen Oleksandrowytsch Andrijuk
die reiseapotheke Swjatoslaw Serhijowytsch Horbenko
……
……...
……
……
……
……..
……
……...
wir nehmen die erinnerung an unsere toten mit in die evakuierung
lassen bücher notizhefte und fotoalben aus der sowjetzeit zurück
geben sie der gunst der geschosse und plünderer anheim

/die Twist tanzen werden
/Twist tanzen werden
/Twist tanzen werden
/zu Klängen von den Platten aus Großmutters Sammlung

die botschafter des krieges

wir wickeln uns in eine decke aus krieg
wir machen kriegsdiät
wir essen ihn morgens
wir essen ihn mittags wir essen ihn abends
krieg tropft aus den augen
spült die sohlen an unseren derben stiefeln
bohrt sich als span unter die haut und beginnt zu eitern
wir tragen den krieg in unseren köpfen weiter
wir tragen den krieg in unseren mündern weiter
zu fuß in lastwagen und autos in fernbussen und vorortzügen
über die grenzen von größeren und kleineren orten über staatsgrenzen
auf den radiosendern läuft nur krieg-krieg
wir schalten den fernseher ein ---- krieg – krieg
wartesäle fremde häuser straßen telefonate füllen wir mit krieg
das gehörte gesehene die nachrichten von der front erzählen wir weiter
der krieg besetzt unsere körper
tief in den mündern reißen die wörter nicht ab

01.03.2022

11
den elften tag in folge
kämmt der krieg mir das haar
wäscht mich trocknet mein gesicht
wie er mich doch umsorgt

06.03.2022

unbe[haus]t

ein russischer soldat lehnt sein gewehr an den weißen ikea-stuhl
legt seine mütze legt seine sturmhaube legt seine jacke weste stiefel koppel hosen
socken vlieswäsche baumwollshirt boxershorts ab
der russische soldat geht in mein bad
tritt unter meine regendusche drückt duschgel auf den waschschwamm und duscht sich – massiert mein medizinisches shampoo in sein haar ein
/das verleiht dem haar des soldaten länge und gesunde spitzen/
er macht eine haarkur – legt eine gesichtsmaske auf – macht ein körperpeeling – reibt ausgiebig -
spült alles ab nimmt mein dunkelgraues Handtuch von Jysk [redacted] *- betrachtet sein spiegelbild in den schwarzen fliesen*
schiebt sich meine menstruationstasse zwischen die achseln
auf meine waage steigt der russische soldat
er wiegt exakt so viel wie ein durchschnittlicher russischer soldat ohne kleidung wiegen sollte
er legt meine unterwäsche meine strumpfhosen meinen body meine warmen socken mit den fuchsschnauzen mit den putzigen corgis mit der ananas mit den hirschen mein schwarzes kleid mit den kleinen weißen punkten meinen blazer meinen neuen elfenbeinfarbenen mantel aus schottlandwolle meinen schal meine mütze meine handschuhe an schlüpft in meine stiefel

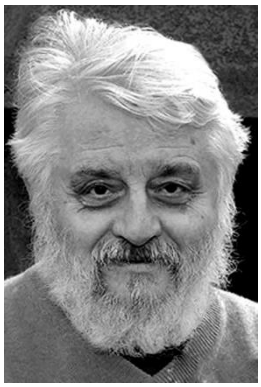
salbt seine lippen mit meiner pomade
/jetzt sind die lippen des russischen soldaten in sicherheit/

er geht hinaus und spaziert durch die stadt
begegnet anderen russische soldaten
die russischen soldaten in meiner stadt sind zu zweit unterwegs und als familien befreundet
……
……
sie leben das leben zu ende
das wir so überstürzt verlassen haben

15.03.2022

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Boris Chersonskij



©Kucky

So, da platzt ihr also mal eben herein, mit Bukett für die Geliebte
aus Panzern, Helikoptern, Marschflugkörpern,
und sagt ihr: Bist selbst schuld, hier, nimm noch eine Granate,
Schlampe, was tatest du dem großen Bruder auch weh?
Da hast du, mit Manövermunition ist es bei dir nicht getan.

Wir greifen nicht an, wir himmeln an, also Maul halten, Schlampe.
Beine breit und Blut aufs Laken – so geht die Liebe.
Zum Frieden zwingen wir dich, einem Mahl mit bombastischen Sakuski.
In eine Welt, nicht irgendeine, die russische, hörst du, russki?
Fällt der Groschen, russische Welt? Zieh dir was über und fang an zu kochen.

Na, wo ist dein Beschützer geblieben? Drischt irgendwo Phrasen?
Und nach so einem hast du dich die ganze Zeit gesehnt!
Drohen sollte der, deinen Beleidiger in den Bankrott zu treiben,
der schmähte unsern Papi einen Psychopathen und Kleptokraten
und Russen an sich Säufer und Schwachmaten.

Gekommen sind wir mit Feuer. Du empfängst uns mit Feuer?

Wir sollen uns ficken, meinst du, damit wir die Gefickten bleiben.
Bis auf Widerruf, wie es so hübsch immer heißt,
haben im Intimbereich aber etliche Kampfzonen Platz,
und wir gehn da rein, volles Rohr, mit unseren Geschossen.

Du hast mich erkannt, ich bin es, dein Kain, dein großer Bruder.
Einen Schutzengel hast du? Wir haben Geschwader.
Wir zerschmettern euch aus allen Geheimarchiven, von allen Bildschirmen,
wir rammen einen Tyrannen in transparentem Kondom in euch hinein,
der Rote Platz gehört uns, unsere Parade wird dort defilieren.

Los doch, spreng auf deinem einstigen, verreckten, weißen Pferd heran,
das liegt jetzt im Blut, im Dreck, in Kotze, in Scheiße.
Ich schreibe „in Scheiße", die Autokorrektur macht daraus "im Schweiße".
Gute Nacht, Genossen, in besudelten Schweiß-, in Leichentüchern,
im von euch aus Liebe geschändeten Land.

Aus dem Russischen von Beatrix Kersten

Marianna Kijanowska

© Adriana Dovha

Marianna Kijanowskas Gedichtband zum Massaker von Babyn Jar 1941 gehört zu den wichtigen Werken der ukrainischen Gegenwartsliteratur. Bisher gibt es das Buch nicht auf Deutsch. Wir veröffentlichen erstmals Auszüge in deutscher Übersetzung.

jetzt erst kann ich darüber sprechen
ich habe nie gedacht dass krematorium licht heißt
jetzt wo es eine ewigkeit und noch ein bisschen länger her ist
in der großen und der kleinen schaufel
bin ich in die kindheit eingegangen und habe noch einmal die katze gestreichelt
die mein vater von den nachbarn geholt hatte
großmutter nechama sagte: lass sie
lass sie ruhig zusammen groß werden
jetzt habe ich zum ersten mal verstanden und erfahren
dass krematorium licht heißt

das mich dreiundvierzig genötigt hat
verzehrend und grausam
und jetzt erst kann ich darüber sprechen
oder jetzt endlich kann ich darüber sprechen
dass ich als sie zweiundvierzig mit dem maschinengewehr auf uns gefeuert haben
immerhin bis eintausendeinhundertachtundzwanzig gekommen bin
eintausendeinhundertachtundzwanzig sind mit mir gegangen
eintausendeinhundertachtundzwanzig sind mit mir gefallen
ich bin dynamit geworden und explodiert
ich habe erde über alle geworfen und bin ausgebrochen
bald in der mitte der schlucht wo das wasser den krater ausgespült hatte
eintausendeinhundertneunundzwanzig ist eine einfache zahl
ich bin einfach
für bald neunzehn minuten zu einer zahl geworden
eintausendeinhundertachtundzwanzig sekunden weiß ich nicht ob ich lebe
weiß ich nicht ob ich atme in den himmel in die Kindheit eingehe
jetzt erst kann ich darüber sprechen
mein bruder levi hat geschrien die kirschen, schau mal was für kirschen
er hat mich mit kernen beschossen und ich ihn
jetzt noch brennt es in der brust ich raschle und rausche verwurzelt
jetzt erst kann ich darüber sprechen
oder anders und jetzt endlich kann ich darüber sprechen
erst sind wir ziemlich lange gelaufen und dann stehengeblieben
eine ewigkeit und noch ein bisschen länger hat das gedauert
dann haben sie uns gesagt dass manche wie durch ein wunder entkommen sind
auch ich bin entkommen habe überlebt

und jetzt sage ich ihnen ein jude

hat „Holocaust“ nach dem Holocaust geschrieben ich

kann

jetzt erst darüber sprechen

jetzt erst kann ich darüber sprechen

jetzt erst kann ich darüber sprechen

jetzt erst kann ich darüber sprachen

jetzt erst kann ich darüber sprechen

denn

jetzt erst kann ich darüber sprechen

ich bezeuge

unter meiner zunge liegt eine kugel genauer eine hülse geschmack von metall
sie gibt das gefühl von verwandlung der himmel kommt mir entgegen
wie eine ader unter der haut schlägt das herz so schlägt das herz vor sich hin
hab keine bange wein bloß nicht sage ich zu ihm du musst atmen reden
sie schreien schnella, schnella dabei fällt das laufen so schwer besonders
das laufen wenn du weißt das war‘s und der geruch des todes frisst sich in die krusten
auf dem körper die wunden sie heilen nicht und es ist ein wunder
dass ich überhaupt das bein heben schritte machen kann überall leichen
von allerlei menschen barfuß fast alle sie streifen den getöteten die schuhe ab
ich kenne es schaue nicht mehr weg und manchmal möchte ich sogar wissen
warum sie zum beispiel eine frau hinterrücks erschossen haben die lieben wollte
weil eine frau lieben will vor allem wenn sie gern singt
dieser rauch da vorn röchelndes feuer da liegt noch ein körper ein kind
da muss ich doch wegsehen ein ganz kleines kind ohne mutter
vielleicht hätte ich es hochgenommen und jetzt ist mir jede minute
wie eine kugel unter der zunge genauer wie ein nagel im herz ich gehe auf den spuren von
hesekiel aron ora adam micha jehuda sara
direkt vor mir treten sie in den himmel hinter die wolken da

ich wäre auf dieser straße gestorben oder auf der ums eck
aber im konvoi geht das nicht du brauchst nicht zu bitten
im koffer sind keine normalen sachen ich habe genommen
was man eben so braucht auf dem gang in den letzten tagen
schlüssel und briefe fotos eine brosche und geld
kein richtiges geld bloß ein paar scheine
wir ziehen durch den sommerstaub wie durch asche
umgehen krater körper und spuren von unrat
sie fielen ins haus ein nehmt die wertsachen haben sie befohlen
ich nehme eine warme decke bisschen brot bisschen wasser
der esesmann verzieht das pockengesicht zum ärmlichen zimmer
das plötzlich einsackt für immer wie ich
und jetzt gehe ich für immer verstehe und sehe
uns ganz ausgeliefert im licht der dichten scheide
ich wäre auf dieser straße gestorben und deswegen weine ich nicht
den koffer stelle ich auf dem pflaster ab ich trage nur meinen namen
ich bin rahel

in die schlucht sagen die mit den waffen zu denen ohne
wir führen euch hin und dann werdet ihr sehen dann
kommt viel interessantes beine im sumpf
zertrümmerte rippen und schulterknochen zerrissene schals
ein platz um die kleider abzulegen die wertsachen
fein säuberlich getrennt die absätze für sich
die jungen dazwischen die hochbetagten
nackte körper schwarze wunden blutige kuppen
ich bin nicht mehr der alte oder bloß ohne glauben
den habe ich schon früher verloren als sie mich retteten
jetzt kann ich mich nur noch meiner haut entledigen
um schmerz aufzusaugen und dreistes leiden
es geht nicht um uns wir leiden heiser und dumpf
jeder für sich und jeder hat für die eigene fäulnis
eine zuflucht und zeit die knapp bemessen ist
sie kennen uns und töten uns ausnahmslos alle
ich habe keine angst vor einer kugel oder etwas anderem
schmerz bin ich mehr als schmerz das herbstliche wetter
hätte ich gott doch lebewohl gesagt
so muss ich glauben ohne rettung

ich sage das noch ich nehme das noch an
gesagt und nicht gesagt als ginge ich ins meer
krieg heißt fremde gefilde und schmerz schreckliches dunkel
und heißt auch verzweiflung und nackten kurzen kummer
ich war gestern am dnipro eigentlich nicht am dnipro
habe einfach aus der ferne auf wasser und wellen geschaut
das rötliche laub der bäume brannte und die alten boote
lagen unter wasser und faulten und die weißen möwen
suchten vergeblich einen zeugen für ihren vogelfremden schrei
beweinten die angler und einfach das verderben der stadt
und ich schluchzte abmenschlich und biss mich auf die zunge
und jetzt sage ich: die anwesenheit ist immer doppelt
durchbohrte kettenglieder sind wir: durchbohrt von der kugel oder
aufgereihtes glied und keiner ist für sich
und die sonne steht so hoch als wäre sie aufgestiegen
um die stadt von oben zu sehen und wie wir darin sterben
und wie wir zum fluss gehen zum schauen
weil wir getötet werden adelka miriam debora
liegen erschossen in der schlucht ich bin so traurig
das herz ist ein stein und die seele ist durchsichtig
und wird dünner und dünner und das heißt tod
und sein wesen ist doppelt denn der tod ist eigentlich zusammen
mit adelka und debora mit miriam so lange der himmel steht
und der dnipro und die steilhänge in den erfahrungen jenseits der zeit

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Ija Kiwa

acht Jahre sagen: bei mir zu Hause ist Krieg
um endlich einzusehen: mein Haus – ist Krieg
sein Zug, langsam durchs Land von Ost nach West
in dem der Tod das Leben befördert

zum Beben verblühter Blumen versenkt sich die Nacht
und legt sich uns in die Münder mit fauligen Zähnen, mit Schweigen
unsere Sprache jetzt – ein Helfer-Flüchtlings-Chat
in dem Sirenen ihre Lieder von Odysseus singen

unsere Erinnerung jetzt – ein schmutziges Stickhemd der Freiheit
ein langer Gang von Herz zu Herz

13.03.2022

die aus Liedern über den Krieg heimlich gesponnenen Hilfsgüter
wir verschiffen sie nach Europa, Amerika, Indien und China

bahnen uns eine Seidenstraße der großen ukrainischen Literatur

was habt ihr dabei, Bratschiki – fragen sie uns an den Grenzen –
ein Schweigen, in kyrillische Lettern gehüllt
das flackernde Kerzenlicht des Buchstabens «ї»
unsere und eure Freiheit, uns in die Erde der Liebe
ins alte Gedächtnis zertrümmerter Bäume, zu legen

was habt ihr dabei, Bratschiki – fragen unsere Toten –
den Stammbaum der Ahnen mit schmutzigem Fetzen im Mund

morsche Lebenstruhen der Großeltern und Urgroßeltern, die wir
auf den Rücken, gleich den Karpaten, durch die Jahrhunderte tragen

was habt ihr dabei, Bratschiki – fragen unsere Lebenden –
mit Kriegsepos bestickte Tücher und ausgeleierte Pullover aus Wut
flüchtige Skizzen der Karten vom neuen Europa
kindliche Cover künftiger Bücher

was habt ihr dabei, Bratschiki – fragen unsere Spiegel –
die Kupfergroschen des Atmens in den löchrigen Taschen
den Alarm der Luft in den ausgeschlagenen Scheiben der Münder
und in den roten Augen – die Adern am Pulsschlag der Zeit

16.03.2022

du trägst einen schweren Bedeutungswörterfluch im Mund
lädierte Truhe voll Waffen aus Papier
die weder Wunden hier schlagen, noch Wunder –
und unter den Wimpern klickt eisern das Wasser des Todes

in leeren Wörtern blätterst du wie in weißen Pupillen
die nach Krieg stinken wie eine verschleppte Krankheit
und begreifst nicht, wozu noch das Feuer der Kultur
wo die Welt so gut brannte und doch nicht verbrannt ist

auf die Post der Liebe trägst du die Listen der Lebenden
und weißt nicht, wie man die Schweigesprache der Wut erlernt –
die Zeit steht in der Kehle still wie ein kaputter Wecker der Geschichte
und überzieht sich mit Staub verhärmter Leben

wie ein Straßenhund mit einem Kreuz in den Zähnen läufst du
drückst mit deinem Überfluss an Dasein auf die Tränendrüsen der Welt –
du packst die Nacht an der langen, wie zum Läuten hängenden Zunge
und leckst mit ihr, starr geworden, den Erdkörper ab.

03.04.2022

[Flüchtlinge. Bahnhof]

1

der lange Heimweg zu keiner Heimat zurück
verlegt Atemschienen durch den Lwiwer Bahnhof –
Menschen mit Totengesichtern betrachten lebendige Hüllen
wie Schneemänner vom letzten Jahr die ersten Blumen des Krieges

wie trockener Leim stehen Tränen in ihren Augen –
auszureißen ist diese Erfahrung nur zusammen mit den Augen
um statt ihrer, auf den zerfurchten Pfaden der Hände gewachsen
die Schwarzapfelbäume der Zeit einzupflanzen

Regen empfängt die Vertriebenen mit Postkarten aus Familienalben
in denen der Krieg auf allen Stühlen gleichzeitig sitzt
und den Todesvogel mit durchschossenem Mund angrinst
wie über einen Witz, den kein Anderer zu erzählen sich traut

viele Male betrachtet die Welt die Bildunterschriften
Mariupol Hostomel Irpin Borodjanka Tschernihiw Butscha
wie ein hohes Feuer in der Luft steht diese kyrillische Musik
im Schlammwasser der Scham, gefroren unter den Nägeln, still

2

einen Schritt noch, Tod, und wir verspeisen dich zu Abend
unsere Leben, die rostigen Dosen, sind für deine Zähne nichts
einen Schritt noch, Tod, und du bleibst auf diesem Tisch zurück
gesprungenes Tablett, mit dem Haar freier Menschen überzogen

3

die Leute laufen durch Pfützen, weil es keine anderen Wege hier gibt
außer, die eigene Niederlage zu empfangen wie Brot am Bahnhof
wo Freiwillige die Schlüssel zu kommenden Leben hinterlegen
falls die Kraft, der Liebe in die Augen zu schauen, uns reicht

4

:der Krieg – die große Niederlage der Kultur:
flüstern die Wörter auf allen Buchumschlägen
doch rostiges Verbrechergras überwuchert die Münder –
und in den Backen sammelt Schweigen von Bernstein sein Heer

5

wir schlagen Beweise wie Nägel in die Hände und Füße der Kinder
wie ein Gespräch in der Nacht, an das sich später niemand erinnert

schau genau hin
die Asche dieses Papiers
hieß einmal Mytenka

10.4.2022

[Flüchtlinge. Theater]

die erste Nacht am sicheren Ort – so sagen wir zum Westen des Landes –
verbringst du auf dem Boden des Theaters, eine Requisite
für den Krieg, auf den man freie Sicht hat
direkt in die Augen aller zu Tode verängstigten Tiere

[ihr schafft es noch, euch ein Ticket für die erste Reihe des Dritten Weltkriegs zu kaufen –
schrieb ein bekannter Journalist aus dem Westen am Abend vor der großen Flut]

das Licht fällt gut
und der Welt fällt der Schmutz unter deinen Nägeln ins Auge
und das seit Polen nicht mehr geschnittene Haar
das in den jüdischen Zweigen des Stammbaumes knistert
wenn reine Kreide ihn mit einem Kreuz markiert

Maniküre hast du keine – seit acht Jahren nicht mehr –
und wenn du liest „das ist für diese Frau aus Butscha“
(erzählen die Schullehrer von diesem Bild?)
unter jemandes Kirschgarten, an liebkosten Fingern
fragst du die rote Farbe: schämt sie sich nicht für diesen Vergleich

aber wie die Narzissen der Großmütter an den Haltestellen
schämen wir uns nicht mehr, bittere Knollen an den Bäumen
am Wegrain der Geschichte wachsend, zu sein und nicht zu sein

in ein paar Tagen wirst du den Prospekt der Freiheit entlangfahren (das ist keine Metapher)
um alle hehren Träume auf den Boden des Herrenfriseurs zu werfen –
aber es nützt nichts: wie eine Wahnsinnige mit Sehnsuchtsklinge unter den Nägeln
jagt die Erinnerung dich übers Staubfeld voll toter Kartoffeln –
bis du noch in den Augen der Kinder nur Erde erkennst

jetzt liegst du also auf dem Boden des Theaters, eine Requisite
und zitterst unter dem Klingeln der Straßenbahnen –
ziviler Sängerknaben im Chor der Kriegsartillerie
und kannst den Liebhabern neuer Musik das Wachs aus den Ohren nicht reißen

12.04.2022

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe und Ulrike Almut Sandig

Oleg Kozarew

FRIEDEN

Jeder einzelne Pflasterstein
hat versprochen zu Ehren des Friedens zu erblühen,
die Vögel haben geschworen am ersten Tag des Friedens, nicht zu schlafen
(natürlich alle außer den Wachteln,
die sich wie immer erschraken und davonliefen),
in den Straßenbahnen spielte Musik,
Wir Erwachsenen zogen uns Mützen auf
aus alten Kuckucksuhren,
Kinder kitzelten die Skulpturen der Frauen.
Manche sagten, dass bis zum ersten Morgen des Friedens
nur noch wenige Minuten verbleiben würden,
andere berechneten schweigend den Zeitpunkt der Morgendämmerung
am Himmel, der ein Feiertag werden würde.
Und nur das Hochzeitskleid
litt die ganze Nacht
im Schaufenster, das aus irgendeinem Grund beleuchtet war.

Übersetzt von Anna Fees und Angelika Schmitt

Geschwänzter Luftalarm

1.
Wir rennen mit der fünfjährigen Tochter
aus dem fünften Stock,
und für einen Moment wird es lustig:
Unsere Füße baumeln in der Luft,
wirklich berührend
nur einander
Kosmonauten,
kotsmonavti.

2.
Du fängst an zu schwänzen
Den Luftalarm,
Wie ein Oberschulen Schüler.

3.
wer bewegt sich
in einem dunklen Haus
vor deinem dunklen Haus
Zuhause
welcher
gerührt wurde
von deinem dunklen Haare?

5.
Rucksackinhalt:
Flucht vor Beschuss

aus irgendeinem Grund
mitgenommen
mein Buch der Gedichte
"Inhalt einer Männertasche"

6.
Flüchtling spielt
unrein -
in seinen Ärmeln
sind acht Wörter
von verschiedenen
Dialekten.

Übersetzt von Anna Fees

Länder, in denen kein Krieg ist

„Weißte, ich war ja in den Ländern,
in denen kein Krieg ist”
sagte er, die Wespen dirigierend,
„und ich sage, da
ist auch nichts anders:
genauso rattern die Koffer da übers Pflaster
wie Hubschrauber,
schneiden die Küsse in die Zunge
wie Feldscher
und in der Sonne verrosten
gebrauchte Magnolienhülsen,
Nein, Schwesterchen,
da gehe ich nicht mehr hin,
von dir gehe ich nie mehr weg”
versicherte er
einer besonders lebendigen Wespe
und versuchte, sie
um die Taille zu fassen

Übersetzt von Beatrix Kersten

Die Befreiung eines Dorfs am Meer

Schau mal, ist das nicht toll? unsere Truppen
marschieren mit einem Hund in ein Dorf am Meer
ein seltsamer Sturm hat es umgerissen
ein Hurrikan hat es zerzaust
zwischen den kalten
Grillplätzen
entlang am verflüssigten Strandgestrüpp
(gelichtet — doch feindlich)
geht ein Trupp Späher
um die Flagge zu hissen
an einem der nicht beschädigten Häuser
wie langsam sie gehen
kaum bewegen sie die Beine
halten lang Ausschau
an jeder Kreuzung
untersuchen sorgsam
jede Fliege
halbwach
und so langsam wie sie
nur der Hund bei ihnen
rennt schnell
zieht seine Kreise
schneller, los, schneller, na was
ein herrliches Hundespiel
gefährlich, und wenn schon,
umso spannender ist's
der Sieg ist was Tolles

durch ein befreites Dorf toben
Leute einkreisen
und andere Kriegshandlungen
sind auch interessant
nur eins gefällt nicht
an diesem Spiel
es ertönt nie
das Kommando „Apport!”

Übersetzt von Beatrix Kersten

Opa auf der Sonne

die Rippe eines Fasses aus Kirschholz
im Auge ein Flugzeug
in der Hand Weißgold
für den Streit mit einer Biene
und Opa auf der Sonne
und Opa auf der Sonne
und noch mal Opa auf der Sonne

Übersetzt von Beatrix Kersten

Halyna Kruk

©privat

+++

Da stehst du nun mit deinem no-war-Plakat wie mit einem Ablasszettel für

das Unwiderrufliche: der Krieg ist nicht zu stoppen,

wie grelles Blut aus einer zerfetzten Ader

stürzt er hervor, raubt Kraft und Leben,

dringt mit den bewaffneten Leuten in unsere Städte,

springt mit feindlichen Spionagetrupps in die Innenhöfe

wie Quecksilberkügelchen, die man nicht mehr aufsammeln

und zurückschieben, nur verfolgen und unschädlich machen kann

für die zivilen Manager, die Angestellten, die IT-ler und Studierenden,

die keine Straßenkämpfe kannten und denen der Krieg jetzt

den Marsch bläst, auf schmerzhaft vertrautem Gelände, in Windeseile

rekrutiert man für die Zivilverteidigung zuerst die Männer mit Kampferfahrung,

und dann sogar die, deren Praxis sich auf Dune und Fallout beschränkt,

ein bekannter Barkeeper gibt noch schnell einen Kurs,

wie man Molotow-Cocktails baut. Im Nachtklub nebenan

schlafen Kinder, weinen Kinder, kommen Kinder

zur Welt, die sich dafür zurzeit nicht eignet

auf dem Spielplatz im Hof werden Tschechenigel gebaut

und tödliche „Drinks“ gemixt – von ganzen Familien,

in trauter Runde, die endlich Gefallen finden am Austausch

und einvernehmlichen kollektiven Schaffen – der Krieg verkürzt den Abstand

von Mensch zu Mensch, zwischen Geburt zu Tod,

zwischen dem, was wir nicht wollten,

und dem, wozu wir fähig sind,

„Nun geh schon ran, Mama“, fleht eine Frau im Keller eines Hochhauses,

dumpf und verbissen, schon seit zwei Stunden,

sie glaubt noch an ein Wunder,

aber ihre Mutter hat keinen Empfang, in dem Vorort,

wo Plattenbauen stehen wie billige Baukastenkonstrukte,

von den vielen Einschlägen, wo die Sendemasten schon seit gestern

nicht mehr senden, wo die Welt zerbrochen ist in vor dem Krieg und danach,

entlang dem unebenen Knick auf dem no-war-Plakat,

das du auf dem Heimweg von der Demo

in den nächsten Abfalleimer wirfst, du russischer Dichter

der Krieg tötet mit den Händen der Gleichgültigen

und selbst mit den Händen der untätig Mitfühlenden

+++

die Wahrheit ist auf deiner Seite, das ist jedoch deine dunkelste Seite

kaum einer kennt sie von denen, die noch am Leben sind

das Gras auf seinem Hügel richtet die krustige Erde auf

die Baumstümpfe treiben Sprossen wie Krallen

die Lehre von der Todeserkennung ist geläufig

aus Zeitmangel kommst du gleich auf das wichtigste Thema:

an den Schlüsselbeinen gibt es zwei Hauptschlagadern – rechts und links

die Rabenkrähe ist ein Vogel, der Aas frisst, und kein Totem

es sind so viele Fremde da, dass das Gesicht sich in den Seinen verliert

du schläfst mit dem Kopf zum Fenster und legst was Schweres unters Kissen,

wenn du durch die Stadt gehst, sichtest du in Gedanken ständig Feuer-

stellungen, wo der Schusswinkel gut und der Blick aufs Ziel frei ist,

die Sonne nicht blendet und so weiter

gib mir Zeit für den Aufbruch – dass ich alles mitnehme –

ehe ich aus dem sicheren Gerüst trete, das längst eingeengt,

damit den Plünderern in unseren Orten

weder eine gute Erinnerung noch die angeknackste Stimme einer Platte,

noch das Zeugnis der hier gestorbenen oder hier geborenen Kinder zuteil werden

lass mich am Morgen in einem anderen Traum erwachen …

der moment der wahrheit

es gibt kein gestern. kein morgen.

es gibt ursachen mit folgen. eine sequenz von wissen.

die ebene, in der die quadratwurzel des bösen

wächst und alles vorhandene diskriminiert offenbar.

eine gleichheit, bei der das leben aus zwei adversativen

null ergibt bestenfalls.

den nullpunkt, wo Regen niederfällt wie Gott

auf rissige Lippen. nüchtern.

berückende winkel. strich zum ziel.

gläser beschlagen, unterarm taub.

licht, in dem du keinen schatten wirfst.

eine kugel, im anflug eine ewigkeit.

+++

so viel ausgereifte bosheit, dass man
sprenggeschosse damit füllen
und aus den augen schießen,
den kopf runterholen könnte

aber welcher kopf soll runter,
um das vielköpfige Monster zu stoppen,
das schnappt und schlingt
und würgt, das Ekel

so viel unbändige Wut – für jeden büßen
aber im Anflug bleibt die Kugel auf Augenhöhe hängen,
schaut, wartet auf ein Zeichen,
dass es der Kopf ist, ohne den sich alles richtet.

sie zögert, als sei sie aus dem falschen Metall gegossen,
sinnlos entladen wie das Kind aus dem Bade
umsonst verschossen, auf die falschen Augen,
denen alles egal ist

kann Dichtung der Beweis sein
für die Bereitschaft zu töten, für die Unfähigkeit, sich zu versöhnen
für die Notwendigkeit, sich mit Taten zu wehren und nicht mit Worten?

Die Früchte des Zorns füllen sich mit Saft,

quellen unter den Fingern, dunkeln,

schon bald hält sie nicht mehr auf

im Geist, in der Phantasie, gesammelt zur Verteidigung

der moment der wahrheit

Keine Vergangenheit. Keine Zukunft.
Folgen von Ursachen. Sequenz von Wissen.

Die Ebene, in der die quadratwurzel des bösen

wächst und wohl alles ringsum diskriminiert.

Gleichheit, bei der das Leben aus zwei Adversativen

bestenfalls Null ergibt.

Ein Punkt auf der Null, auf den Regen niedergeht wie Gott

auf rissige Lippen. Nüchtern.

Berückende Winkel. Tausender sind das Ziel.

Beschlagene Gläser, ein tauber Unterarm.

Licht, in dem du keinen Schatten wirfst.

Eine Kugel, die eine Ewigkeit auf dich zu fliegt.

es gibt keine Vergangenheit. Es gibt keine Zukunft.

es gibt Folgen von Ursachen. Es gibt eine Sequenz von Wissen.

es gibt die Ebene, in der die quadratwurzel des bösen

wächst und alles gegebene diskriminiert offenbar.

es gibt eine Gleichheit, bei der das Leben aus zwei Adversativen

null ergibt bestenfalls.

es gibt einen Punkt auf der Null, auf den Regen niedergeht wie Gott

auf rissige Lippen. Nüchtern.

es gibt berückende Winkel. s gibt Tausender als Ziel.

beschlagene Gläser, ein tauber Unterarm.

es gibt Licht, in dem du keinen Schatten wirfst.

es gibt eine Kugel, deren Anflug währt eine Ewigkeit.

Aus dem Ukrainischen von Claudia Dathe

Ljubow Jakymtschuk
aus dem Zyklus Rozkladannja / Zerfall (2014)

Zerfall

An der Ostfront nichts Neues
wie lang so noch?
Metall wird heiß vor dem Tod
und ein Mensch wird kalt

erzählt mir doch nichts von Luhansk
es heißt schon lange bloß Hansk
Lu wurde dem roten Teer gleichgemacht
meine Freunde in Handschellen
do ch nach Do nezk gelange ich nicht
um die Gefesselten aus den Gelassen, den Kesseln zu lassen

und ihr schriebt Verse, wie bestickte Blusen so hübsch
schreibt ideale, glatte Gedichte
goldene, hohe Dichtung
über Krieg lässt sich nichts dichten
Krieg ist Zerfall
bloße Lettern
sie alle bloß rrr

Perwomajsk wurde zu Perwo und Majsk zerbombt
per foriert im Mai sk andalös quälend
und wieder endete ein Krieg dort
aber Frieden kam keiner

und wo ist De balzewo?
mein Debalze wo?
da wird kein De Saussure mehr geboren
da wird überhaupt kein Mensch mehr geboren

der Horizont, der mich umrundet
ein einziges spitzes Dreieck
Sonnenblumen auf einem Feld mit hängenden Köpfen
schwarz und trocken geworden, wie ich
bin so schrecklich alt schon
und auch nicht mehr Ljuba
bloß ba

Aus dem Ukrainischen von Beatrix Kersten

Lyrik zum Ersten Weltkrieg

Iwan Kruschelnyzkyj

Die Wunde

Der Wind verblies den Rauch der Schrapnelle
wie reifen Löwenzahns graue Schöpfe
Und gelb und glatt wie ein Frosch im Satz
durchbrach das Metall die Feldmantelnaht.

Wie ein Hund einen Fetzen aus der Bluse reißt
wie die Kuhzunge die Spreu von der Brache leckt
hieb es ein in die Brust und riss in ihrem Blut
eine wellige Scholle auf, wie die Pflugschar die Krume.

Blasen schlug der Schleim, schäumend wie vorm Säufermund
über der schwarzen Quelle, wie Honig zäh, wie Erdöl…
Und in strammem Muster, schwarz das Garn und der Stich,
Stickte sich auf die Wunde, die tiefe und stumme.

Leonid Zymnyj

Wir über Leichen

Es galt unter Dichtern immer

als Zeichen guten Tons

die Klage um Tote

zu untermalen

mit zierlichem Reim.

Die meisten

kommen

der tradierten Pflicht jetzt auch nach

und verfassen

tränenreiche Plattitüden

nach gängigen

Rezepten für Trauer.

…

Verloren haben wir

tausende

unmerklich Unersetzliche,

verloren

die Anführer

eines Kosmos,

die Klasse aber

weinte nicht,

ging nicht blind

ins Tal stiller Trübsal,

wissend, dass:

jeder

im Zeichen von Verzweiflung

gelebte

Moment

unnützes Hindernis ist

auf unserer Bahn kühnen Strebens.

…

Durch

Blut und Eisen

des Streits

braust

der Gewinn

der Zukunft

mit heiterer Fahne.

Tausende gehen

durch den Tod,

vom erbarmungslosen Willen der Klasse

aus dem Gefängnis

individualistischer Neigung

gerissen.

…

Kommen uns in der grauen

Spannung der Tage

jetzt Leichen

unter

gemahnen sie

uns an das,

was möglich ist…

Wie viele Herzen,

vergessen,

auf

der Schwelle des Schreckens

strauchelnd,

die Menschheitspflicht

auf den Turm der Zeit

über Stufen

aus Leichen,

Leid

und Verlusten zu steigen?

…

Uns weiter wärmend

an der Behaglichkeit

von Tradition

und Brauch

beweinen wir

Leichen,

fürchten sie

und halten inne über ihnen,

sehnsüchtig nach

fünf Minuten Entreakt

im Fortschritt

zum Unausweichlichen.

…

Oh wann

lernen

wir,

für die Überzeugung der Klasse

im eigenen Leben

einzustehen?

Majk Johansen
Die Rote Armee

Es war nicht der Heldenmut der Weißen

nicht trunkene Kühnheit adeliger Banditen

Es war ein höchst eiliges, drängendes Werk

eine Bresche in den Granit mit den Zähnen zu reißen.

Damals auf den Todesfeldern von Perekop

krank, hungrig und nackt

Schliffen sie Schanzen mit bloßen Händen

gingen ruhig in den Tod für die Freiheit.

Sie hatten die Wochen auf schwerem Weg nicht gezählt,

Nicht gefragt, wie viele ihrer Nächsten und Liebsten starben,

Dem Fußvolk waren die Beine gedunsen,

die Pferde schlugen mit den Hufen,

als sie auf den Todesfeldern von Perekop,

krank, hungrig und nackt

Schanzen mit bloßen Händen schliffen

ruhig in den Tod für die Freiheit gingen.

Ihre Namen verlesen in traurigen Messen

keine Popen keiner lebenden noch toten Kirche.

Das Grauen hallt nach in Kupfer und Erz.

Sie leben fort in der Arbeiter Herz,

die, die starben vor Perekop

die krank, hungrig und nackt

die Schanzen mit bloßen Händen schliffen

ihnen die Freiheit allein mit den Nägeln entrissen.

Mykola Tereschtschenko

Zahn um Zahn

Wo die wunde Erde unter den Bastschuhpulks
dreifach sich krümmt, da stöhnt sie:
Sie kämpfen Zahn um Zahn.
In Horden stapfen sie tausendfach
übers graue Land und eggen es
mit den eigenen Leibern.
Rücklings harrt der schwarze Leichnam
der besternten Heraufkunft des Siegs…

Kein Brot gedeiht – das Feld ist umkämpft
und gefroren sind die Wasser.
Erstarrung. Entbehrung.
Tribunal über Kurkulen
und Roter Terror – ins Maul, in die Fresse, das Herz.
Keimen möge wie Korn
ihr Blut und fluten warm die Seele.

Zwischen Planeten wogt weiter der Wettstreit,
und der Starke obsiegt!

Iwan Kruschelnyzkyj

Hunger im Gefecht

Wie einer seine leeren Taschen

So stülpt der Hunger den Magen um.

Kaum die Hand füllt die Beute

Ohne Flinte, nur mit Schlinge erjagt.

Soldaten fliehen im Sumpf

Aus Flinten schießt man ins Herz.

Die Fliegen an der Toten Mündern

Summen wie das Rauschen des Walds.

Nichts übertrifft des Hungers Knute,

Wie sie niedersaust auf den Leib!

Und die Sonne, wie ein Korb voller Kuchen

Schürt den fiebrigen Wahn.

Iwan Kruschelnyzkyj

Die eiserne Kuh

Dort verscharren sie hastig in Stille

Die Glocken vom fernen Turm

Ins blutige Glas auf dem Herzen

Schnitzen spitze Messer Kerben …

Dort belebt Schlaf die Fesseln

Und im Nacken brennt's wie Feuer

Dort schlingt nächtens die eiserne Kuh

Jeden Gedanken lebendig hinunter.

Tiefer noch reichen der Gedanken Wurzeln

Salzig wird die Zunge zur Nacht:

Vor Bedrückung zersprang ein Auge

Heraus spritzte als Träne ein Schrei…

Heute, da kommen sie wieder…

Zum dritten Mal schon dem Tode geweiht!

Sie kommen zur Jagd auf den Hasen

Mit Wolfsfängen waffnen sie sich.

Waffnen sich mit Löwenkräften,

Stählen am Fels ihre Klauen wie Tiger

Nagen wie Egel die Adern an

Und das Herz – mit einer Horde Ratten.

Und der Gefangene hört ihre Schritte schon…

Schon steckt in der Tür der rostige Schlüssel…

Vor ihrem Raubtiersatz –

Steht er im Kerker, seine Hände sind leer…

Dort ist nur finstere Finsternis…

Ein Tisch… ist dort, eine Bank und ein Trog…

Der Gefangene wie ein Fuchs in der Falle

Ist nicht mehr am Leben - doch auch noch nicht tot.

Stahl rauscht auf über ihm,

Geronnenes Blut flackert auf

An der Herzensquelle lagern

wohl hunderte eiserne Kühe.

Jedes Maul – wiederkäut blutiges Futter

Jedes Schnaufen – sind zweihundert Schultern…

Schläge und die Lava elektrischen Stroms…

Zermalmt unterm Bauch ist das Glied.

Vom Licht bleibt nur ein Leuchtspan,

Der rauchig sich aus den Stäuben schält

Und das Herz – eine geborstene Geige

Ein Hosenband, zerdrückt in der Hand…

Durch die Stäbe kommt kein Mond, kommt die Kuh

Keine Korona – eine raue Zunge.

In eisernen Viehwaggonketten steht

Das Antlitz des Wahnsinns Leben:

Heute… kommen ja alle Gefangenen frei!

Schon tönt aus den Zellen ihr Schritt!

Zum Badehaus ziehen sie… ha ha ha –

die zwölf gefederten Hähnchen!

Mychail Semenko

Analogie

Der Dunst auf dem Meer verschwimmt in den Wogen

Verschwimmt in der Wolke oben

Im Gestöhn und Gegurgel geronnenen Nebels

Ertönt's an der Klippe: Es drängt, es drängt…

Unentwegtes Plätschern, verwegene Volten

Verzweifelter Lärm und ein Schreck ohne Ende

Doch was sollen mir diese steinernen Wände?

Gewagtere Volten schlägt meine Seele

Der Dunst auf dem Meer verschwimmt in der Wolke

Verschwimmt in der Wogen dumpfem Gedröhn

Im ächzenden Branden ersteht das Gespenst

Der rote Schrecken: Es brennt, es brennt…

Dösend

Ich blicke auf die grünen Rücken

Auf das Zwielicht im Talgrund

Auf das rauchige Düster der Stadt in der Ferne

Über der Bucht

Reglos die Armeedampfboote

Zerstörer in endlosen Zügen

Kauern mitunter in Pulks

Dösend die Bucht im Dunst

Von hinter den Bergen

Von hinter den breiten Rücken

Kriechen mit gewaltiger Kraft sie hervor

Aus dem herrlichen Meer mit seinen wilden Ufern

Über der Reede

Die Bucht brodelt munter

Kutter durchpflügen das Meer

Da hör

wie Sirenen jaulen und würgen

Schrauben schäumen in Strudeln

Die Bucht wogt zornig und blind

Gleich geschwind

reckt man über der Reede die Äxte.

Rundum beschirmt

Ich bin verbittert und ich bin vergrämt

Ich sag es simpel, ich bin zu nichts nütz

Vom leeren Leben vollends zermürbt

Schlechthin gelangweilt und rundum beschirmt –

will ich heim, will nach Kyjiw…

Der Stadtgarten

In den Stadtgarten werd ich gehen.

Zum Kabarett und den Possen.

Herrlich, wenn mich die Natter durchschlüpft –

Da sprudeln die Glossen.

Ha. Abseits rot ein Karussell

Zwischen zerrupften, bespuckten Büschen.

Eine Drehorgel krächzt, türmt beschwipste Triller

Wie einen Wurf winziger seliger Welpen.

Auf der Veranda streicht ein Quartett.

Und ich bin Poet.

Mychajlo Lebedynez

Grauen

Es geht ein Gerücht.

Hartnäckig vage. Gespannt steht der Posten.

Mit trockenem Flintenschuss trifft es das Ohr.

Kurz darauf – knallt es aus Kanonen.

Flugs wie Kugeln.

Unhaltbar wie Wasser

Verwundet, verschlingt es alle.

Wo? Wer? Woher?

Wird nicht gesagt.

Als Wink neigt es nur rote Standarten.

Weht kohlschwarz und riecht bekannt nach Trikolore.

Zerstampft in Stiefeln Säuglingsrippen.

Zerschmettert am Mauerwerk Kinderköpfe.

Schleudert Greise aus dem fünften Geschoss.

Beschneit mit losen Daunen die Straße.

Schlitzt. Schlägt. Zerstört.

Brüllt wild und von Sinnen.

Von unten begann es. Schon kommt es näher. Und immer näher.

Es ist da. Hebt die Hand. Trägt ein Messer. Zielt aufs Herz.

Bleib! Flieh nicht! Wohin?! Geh nicht weg!

Bleib! – Gewiss ist's bloß ein Gerücht?

Gewiss ist's wahr! in der Wildnis rumort verhohlene Hoffart.
Gewiss ist's wahr! über die Märkte poltert pöbelndes Pack.
Die Straße flieht. Der Boulevard leert sich. Tot schläft die Stadt.
Ihren Schatten verschmilzt mit den Häuserwänden
eine viehisch gekrümmte Gestalt.
Ertastet die weiße Welt mit den Händen, sieht nicht die Sonne:
Sie flieht!

In Panik rattert übers Pflaster ein Fuhrmann.
Peitscht die Pferde wie toll mit dem Holz über glühende Rücken.
Ein Hausknecht klappert mit Bolzen, doch verriegelt dann gar nicht das Tor.
Und ist eins verschlossen, drängen sich davor Menschentrauben,
torkeln ratlos vor der geschmiedeten Rettung umher.
Keiner weiß, wie es zu öffnen, vergessen ist die schrillende Glocke.

Sklave seiner Pflicht ist der Polizist auf der Kreuzung,
auf der Stelle hüpft er wie ein Vogel mit Streifschuss,
eine ungerührte Wolke konfus piksend mit der Büchse.

In irrem Galopp prescht ein linkischer Reiter davon,
verliert seine Mütze und zielt
auf jeden der Kauernden an den Wänden.
Bäuchlings schlägt er auf den Boden
und etwas Wildes knurrt in den Asphalt.

Doch er hetzt, oder es hetzt ihn der Krampf seines lodernden Kollers
weiter, weiter…

Bleibt stehen, so bleibt doch! – Gewiss ist's nicht wahr!
Gewiss graute dem Gerücht vor sich selbst und hat es sich selbst getilgt.
Schon steht er im Kreis
herum um den Aufruf, die Verzweiflung erschlafft und er saugt
die kühle Entzifferung ein.
Die Zwinge der Tollwut lockert die dunklen Backen.

Aus dem Ukrainischen von Beatrix Kersten